P. o.germ.
325
m-1

P.O. germ. 325 m (1.
Erzählungen

Kleine Erzählungen von merkwürdigen Personen nach dem Leben geschildert.

Von

H. L.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

6135

Erstes Bändchen.

Berlin, 1816.
bei Christian Gottfried Schöne.

STAATS-
THEK

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorrede.

Allgemein war der Beifall, mit dem man die, keinem unter meinen Lesern unbekannten Lebens-Scenen aus der würklichen Welt, vom Verfasser der Emilie Sommer, aufnahm. Dies brachte mich

mich auf den Gedanken, eine ähnliche Reihe kleiner Geschichten zu sammlen, und sie dann, auf eben die Art bearbeitet, zur Unterhaltung sowohl, als Belehrung, dem Publiko zu übergeben. Ob ich nun hiebei das Glück gehabt habe, eben so fließend, eben so interessant zu erzählen wie jener Schriftsteller, muß ich dahin gestellt seyn lassen, und von dem Urtheil erwarten, welches sowohl meine Herren Recensenten als Leser über mich äußern werden. Ich bin sehr willig Belehrung anzunehmen, sobald diese auf eine Art geschieht, wel-

che

che nicht, wie es leider nur zu oft der Fall ist, ins Beleidigende und Unanständige ausartet, und so ganz der Absicht, die man hierbei haben kann, entgegen ist. — —

Daß ich die Geschichte Henriettens beendigen konnte, erlaubte mir weder die Zeit, noch die bestimmte Bogenzahl des ersten Bändchens; man glaube indeß nicht, daß ich hierbei so vielen andern Schriftstellern nachzuahmen Willens bin, welche vielleicht erst im dritten oder vierten Bändchen an eine Fortsetzung denken, oder sie, was noch unverzeihlicher

ist.

ist, wohl gar vergessen; — — nein; die Fortsetzung derselben wird die erste im folgenden zweiten Bändchen seyn.

Der Verfasser.

Inhalt
des ersten Bändchens.

Der edle Minister . . . Seite 1

Die Hochzeit ohne Bräutigam, oder: die brüderliche Rache . . 55

Die Trauung auf dem Sterbebette 95

Das glückliche Portrait, oder: die gerettete Unschuld 155

Auguste, oder: das Opfer der Wollust 177

Henriette, oder: wie weit geht oft weibliche Schwärmerei. Eine Geschichte aus den Zeiten der Aufhebung der Klöster unter Kaiser Joseph dem Zweiten . . . . Seite 211

Der edle Minister.

Eine wahre Geschichte.

Karl von Burgheim, ein edler junger Mensch, begab sich, nach Vollendung seiner academischen Laufbahn, auf Befehl seines Vaters, auf Reisen. Er kam unter andern auch nach B., und war schon im Begriff, nachdem er sich alles sehenswürdige hatte zeigen lassen, weiter zu reisen, als ihm ein Abentheuer aufstieß, das seinen Entschluß änderte. —

Heiter und zufrieden ging er eines Abends in den — — Garten spatzieren, freute sich über die wiederauflebende Natur, die alle ihre Schönheiten, in verjüngter Pracht, dem forschenden Auge zur Weide darbot, als er in dieser angenehmen Beschäftignng von einem ältlichen, aber gutgekleideten Frauen-

zimmer, mit der Frage unterbrochen wurde: „Wollen Sie dieses Gemälde kaufen?“ — Sie wickelte ein Papier auseinander, und zeigte ihm ein würklich nicht übel ausgeführtes Gemälde. „Ich brauche es nicht!“ erwiederte Karl, und wollte weiter. „Nun, so lesen Sie wenigstens diesen Zettel!“

Karl nahm ihn, und las folgende wenige, von Frauenzimmerhand geschriebene Zeilen:

„Der Preis dieses Gemäldes soll eine Unglückliche vom Hungertode retten.“

„Woher hast Du dieses Gemälde?“ fragte Karl stutzig das Weib? „Ich darf es nicht sagen, lieber Herr!“ antwortete die Alte treuherzig. „Willst du der Person, die Dir es gab, einen Zettel von mir, und dann die Antwort an diesen Ort bringen?“ — „Recht gern, lieber Herr!“ Karl gab

dem Weibe ein kleines Geschenk, mit dem Versprechen, es bei ihrer Rückkunft zu verdoppeln, und schrieb mit Bleistift: „Ein Mensch, dessen angenehmste Beschäftigung es ist, Nothleidende zu unterstützen, Unglückliche zu retten, der aber die Person, der er Wohlthaten erzeigen soll, persönlich kennen muß, um zu wissen, wie ihr zu helfen, und sie zu retten ist, bittet um nähere Nachricht von der Unglücklichen, und bestimmteren Aufschluß über ihre Lage, indem seine Hülfe sich auf längere Zeit, als bloß einige Tage erstrecken soll. Der verlangte Preis für das Gemälde folgt hierdurch.“ Er schlug zwei Friedrichsd'or in das Papier, sendete das Weib fort, und setzte sich auf eine Bank, die Rückkunft derselben abzuwarten.

Nach Verfluß von ohngefähr einer Stunde, erhielt er folgende Antwort: „Nehmen Sie meinen wärmsten Dank, edler Unbekannter! für das übersendete Geld; allein,

so traurig und bejammernswürdig auch meine Lage ist, so muß sie doch, meiner Sicherheit halber, verborgen bleiben.“ — „Wunderbar!“ rief Karl verwundrungsvoll aus, zog seine Börse, und sprach: „Hier sind noch zehn Goldstücke. Sage der edlen Unbekannten mündlich, Sie solle keine Geheimnisse für mich haben, denn zu spät würde sie vielleicht dann Ihre unnöthige Vorsicht bereuen. Noch acht Tage wolle ich ihr Bedenkzeit lassen, nach deren Verlauf ich ihre Antwort an diesem Orte erwarte.“ —

Die bestimmte Zeit kam heran, und Karl traf die Alte. „Nun?“ fragte er ängstlich, „welche Antwort bringst Du mir?“ — „Seyn Sie heute Abend in der Dämmerung, Schlag neun Uhr, vor dem — — Thore. Sie hat es mir erlaubt, Sie zu ihr zu bringen, da Ihr Edelmuth ihr vor jedem Verrath Bürge genug zu seyn scheint.“

Voll Ungeduld brachte er die Zeit bis

dahin zu; jetzt brummte die Glocke, das Weib winkte, und er folgte ihr eilends durch einige Straßen, bis sie vor einem kleinen, elenden Häuschen stehen blieb, ihn bei der Hand ergriff, und ins Hinterhaus eine Treppe hinauf führte. Eine Thüre öffnete sich hier; er trat hinein, und sah sich jetzt mit seiner Unbekannten allein. —

„Verzeihen Sie meiner Zudringlichkeit, unbekannte Unglückliche,“ redete er sie an, „die bloß das Bestreben, Ihnen auf eine reelle Art dienlich zu seyn, entschuldigen kann.“

„Nichts von Verzeihung, edler, großmüthiger Mann!“ sagte sie mit einem traurigen, ans Herz dringenden Tone, „es ist eine unverzeihliche Kühnheit von mir, daß ich es wagen konnte, Ihren Edelmuth so zu mißbrauchen, Ihr vortrefliches Herz so auf die Probe zu stellen. — Aber ich wollte Sie sehen, nicht um Ihnen mein Leben zu danken, sondern das Leben dieses Kindes, das

ein feindlicher Unstern mit in meine Leiden verwickelte." — Sie hob das Kind auf, und trug es ihm, an ihren schönen Busen gedrückt, einige Schritte entgegen. — Karl hatte unterdeß Gelegenheit, die Unglückliche etwas näher zu betrachten. Louise war ein schönes, junges Weib, von äußerst einnehmenden Gesichtszügen, welche noch durch die rührenden Spuren eines stillen Grames, der durch die Länge der Zeit eine sanfte Resignation geworden zu seyn schien, verschönert wurden. Ihre Kleidung war, ihrer Lage angemessen, höchst simpel, reinlich, und doch — nicht entstellend. Der matte Schein eines irrdenen Lämpchens erhellte sparsam das kleine Zimmerchen, und die armseeligen Geräthschaften. — Karl nahm das Kind, und küßte es. „Unglückliches Weib" fuhr er fort, „ist Ihr Unglück von der Art, daß menschliche Hülfe, Geld, Zeit, Mühe und Freunde es nicht nur lindern, sondern auch

heben können, so seyn sie aufrichtig, verschweigen Sie nichts, auch den kleinsten Umstand nicht; — ich habe dies alles für Sie." —

Louise. (indem sie ihr Kind weglegt, und Karln starr ansieht.) Wer sind Sie? mein Herr! — Gott, Sie wissen nicht, wie unglücklich ich bin! (ängstlich) Jeder Augenblick kann mich in namenloses Elend stürzen, mich ganz verderben, und nur die äußerste Verborgenheit sichert mich. — (mit einem unaussprechlich ausdrucksvollen Blick) Wer sind Sie?

Karl. Gutes, liebes Weib, fragen Sie nicht nach Namen und Rang. Ich bin jetzt nichts weiter als ein redlicher Mensch, der von Herzen Ihr Freund, Ihr Vertrauter zu werden wünscht, der Ihnen einen Zufluchtsort zu verschaffen suchen wird, wo sie ruhig und ohne Gefahr leben können.

Louise. (langsam und mit Nachdruck) Ei=

nen Zufluchtsort? — Außer dem — — Gebiete? —

Karl. Ja; Sie können sich ihn selbst bestimmen.

Louise. (schlägt die Augen gen Himmel, und eine flüchtige Röthe überzieht ihre blasse Wangen; mit einem Seufzer.) Und doch kann ich nicht, wenn Sie mir nicht vorher bestimmten Aufschluß geben können, wo, wo — o Gott! mein Herz! — — (gefaßt) Ich muß Ihnen erzählen, was bis jetzt noch niemand aus meinem Munde gehört hat. Setzen Sie sich.

(Karl setzte sich; sie sich gegen ihm über; dann fuhr sie fort:)

„Ich bin die einzige Tochter eines berühmten Künstlers. Mein Vater verwendete allen seinen Ueberfluß auf meine Erziehung, und daher kam es, daß er mir bei seinem Tode kein Vermögen hinterließ. Ich sah

mich daher genöthiget in Dienste zu gehen, und kam, als ein Mädchen von achtzehn Jahren als Gouvernannte auf die Güter des Herrn von Adelstolz. Die erste Zeit war meine Lage unverbesserlich, ich lebte dort in einer Ruhe und in einer Zufriedenheit, die unvergänglich schien, bis der Sohn meines Herrn von seinen Reisen zurückkam. Auf den ersten Anblick zwar blieb ich ganz ruhig, allein nach und nach entstand, durch die Theilnahme meines Unterrichts bei seinen jüngern Geschwistern, durch seine öfteren Unterredungen, durch sein feines, gebildetes und äußerst einschmeichelndes Betragen, eine Freundschaft unter uns, die täglich wuchs, und endlich in heiße, glühende Liebe überging. Kaum wurde ich dies gewahr, als ich alle meine Vernunftgründe aufbot, ihm das Thörichte einer solchen verderblichen Leidenschaft zu zeigen, ihm meine Bedenklichkeiten, wegen der Ungleichheit unseres Stan-

des, mittheilte, mich loszureißen, zu widerstreben suchte, sogar das Haus zu verlassen drohte, wo ich schrecklichen Auftritten entgegen sehen mußte, sobald sein Vater — ein harter, ahnenstolzer Mann — das geringste von unserer Liebe muthmaßete. Aber welchem Mädchen gelang es wohl je, sich von dem loszureißen, dessen Bild mit unverlöschlichen Zügen ins Herz gegraben ist, den man grenzenlos liebt? — Eine Bitte, ein feuriger Händedruck, ein schmachtender Blick, in dem seine ganze liebevolle Seele lag, eine Thräne aus seinen großen blauen Augen, war stärstärker als alle meine Vernunftgründe, mich von ihm zu trennen, ihn zuverlassen. Seine überredenden Vorstellungen löschten meine Aengstlichkeit aus, seine schmeichelnden Liebkosungen verscheuchten jede Spur von Furcht, und bei unserer äußersten Vorsicht gelang es uns würklich, den scharfsichtigen Blick des Alten zu täuschen; dies machte mich noch

ruhiger, machte mich sicher, ach! nur zu sicher! —

So dauerte dieser heimliche Umgang über zwei Jahre, Jahre, die die schönsten meines Lebens waren, und deren Rückerinnerung noch jetzt meine Leiden mildert, mein Unglück versüßt. Den ganzen Tag waren wir beieinander, lebten nur uns und unserer Liebe, wünschten tausendmal, daß wir auf einmal so in dieser Lage von der ganzen Welt abgesondert würden! Wie glücklich wären wir dann gewesen. Aber die Gegenwart war zu glücklich für uns, als daß wir an eine traurige Zukunft hätten denken sollen, und ein fürchterliches Gewitter thürmte sich über unsern Häuptern auf.

In süße Träume einer wonnevollen Liebe gewiegt, saß mein Geliebter eines Tages, sein Haupt auf meinem Busen geschmiegt,

auf meinem Schooße, als plötzlich die Thür aufsprang, und sein Vater, mit funkelnden Augen, ins Zimmer trat. Kaum konnte ich aufspringen, so zitterten alle meine Glieder vor Schreck. „Schändliche!" rief er mit der Wuth eines Rasenden, „gebe ich Ihr darum Lohn und Brod, daß Sie meinen unerfahrnen Sohn verführen soll? — Den Augenblick packe sie sich, ihr Bündel ist schon geschnürt!" — Stumm, bewegungslos stand ich da, hätte vor Scham unter die Erde sinken mögen, als er mich ungestüm am Arm ergriff, die Treppe hinunter zog, und in einen bereitstehenden Wagen brachte, auf dem sich mein Koffer schon befand. Ich hörte meinen Geliebten mir nachschreien, einen heftigen Wortwechsel zwischen ihm und seinem unmenschlichen Vater entstehen, von dem ich aber in der schrecklichsten Betäubung meiner Sinne nichts verstand. Mechanisch taumelte ich in den Wagen, er rollte

fort, und führte mich hierher nach B. Hier lebte ich einige Zeit bei einer Verwandten, zu der ich mich sogleich begab, und die mich sehr menschenfreundlich aufnahm, und mir ihre Wohnung anbot.

In Geschäften ging ich eines Abends über die lange Brücke, als ich in dem einen Schwibbogen einen Mann stehen sah, der, indem ich vorüberging, „Luise!“ rief. Erschrocken sah ich mich um, und — denken Sie sich mein Staunen! — es war mein Fritz. — „Morgen Abend um zehn Uhr erwarte ich Dich hier,“ sprach er leise und schüchtern, trat an die Seite eines alten, in einen weiten Mantel gehüllten Mannes, der, wie ich nachher von ihm erfuhr, sein Vater gewesen war, und verschwand. Mit Mühe konnte ich nach Hause kommen, so schwankten meine Kniee, so übermannt hatte mich diese unerwartete freudige Ueberraschung. — Die ganze Nacht und den

folgenden Tag schwamm ich in Thränen; meine Liebe zog mich hin, meine Vernunft zurück. Ich ging nicht — — und mein Herz zerriß fast in der Stunde, da er mich dort mit der schmerzlichsten Sehnsucht erwarten mochte.

Tags drauf saß ich noch immer mit thränenden, rothgeweinten Augen, in stummes Nachdenken versunken, auf meinem Zimmer, als mein Geliebter hastig herein, mir zu Füßen stürtzte, und mir mit Thränen, Klagen, Jammern und Händedrücken meine Grausamkeit vorwarf. Meine Verwandte wußte er gar bald durch seine Ueberredungskunst zu gewinnen, und völlig auf seine Seite zu bringen, daher er mich nun täglich sah, täglich um meine Einwilligung, durch eine heimliche Trauung mich auf ewig mit ihm zu verbinden, anlag. Standhaft schlug ich es anfangs aus; aber meine Standhaftigkeit behielt leider! nur die Ober-

hand, wenn ich Zeit hatte zu überlegen. — In einer schwachen, unbewahrten Stunde gab ich Liebe um Liebe, und zugleich alle die Rechte, die nur der Altar hätte geben sollen. Nach diesem ersten Fehltritte willigte ich sogleich in den zweiten, in sein Begehren. Wir wurden heimlich verbunden. — Aber nur kurze Zeit sollte diese Wonne dauern, nur um so schrecklicheres Leiden ihr folgen. Die erste Wunde schlug mir der Tod meiner Rathgeberin, meiner Verwandtin, und kaum war diese etwas verharrscht, als mein Mann mir meldete, daß sein Vater abermals sein Einverständniß mit mir entdeckt haben müsse, und, um mich vor jeder Entdeckung zu sichern, und seiner Wuth zu entziehen, in dieses Hinterhaus brachte. — Hier befand ich mich nun allein, verbannt von jeder menschlichen Gesellschaft, einsam und verlassen. Mein Geliebter wagte es nur selten, mich zu sehen, konnte mir nicht sei-

nen mächtigen Trost zusprechen, als die schmerzhafte Stunde kam, da ich Mutter werden sollte. Ach, wie himmelweit war mein Gefühl von dem Gefühl einer glücklichen Mutter verschieden, die ihr Erstgebohrnes an ihr mütterliches Herz drückt, und ganz Freude, ganz Wonne, sich seines Daseyns freut! — Mit wehmuthsvollen Empfindungen schloß mein Geliebter es in seine väterlichen Arme, küßte es, und eine Thräne banger Ahndung entquoll seinen Augen. —

Während des drang der Vater meines Mannes in ihn, ein Frauenzimmer, das in Ansehung der Ahnen und des Reichthums völlig seinen stolzen Absichten entsprach, zu heirathen. Sie können denken, wie bestürzt mein Fritz über diesen Befehl war; er versuchte anfangs in Güte ihn auf andere Gedanken zu bringen: allein vergeblich; er sollte jetzt gezwungen werden, und nun ge-

stand er seine heimliche Verbindung mit mir. Unbeschreiblich war seine Wuth! — Mein Mann kam noch den nehmlichen Abend, mit allem Ausdruck des Entsetzens und der Verwirrung in seinen Mienen, zu mir. „Hier, meine Louise!" rief er, und warf eine Börse mit Gold auf den Tisch," ein hartes Verhängniß wird uns auf einige Zeit trennen; aber verbirg Dich, sey vorsichtig, zeige Dich nirgends, vertraue Dich keinem Menschen, Du wärst sonst den Augenblick verlohren, verlohren für mich und Dein unmündiges Kind, denn mein Vater hat einen Verhaftsbefehl für Dich ausgewirkt. Ich selbst darf Dich jetzt nicht mehr sehn!" Er sank nach diesen Worten voller Verzweiflung in meine Arme. Ich sank in Ohnmacht, und befand mich nach meinem Erwachen — ohne ihn; er hatte sich, wahrscheinlich um mir die angreifende Scene des Abschieds zu ersparen, während meiner Be-

wußtlosigkeit entfernt, und seit dieser Zeit habe ich nie wieder etwas von ihm gesehen, nie etwas von ihm gehört. — Ach, Edler! haben Sie die Barmherzigkeit gegen ein, ohne allen Ausdruck leidendes Weib, und geben Sie mir Nachricht von ihm. Ist er todt? ist er seiner Freiheit beraubt? o, verschaffen Sie mir Gewißheit. — Die gute, ehrliche Frau, die Ihnen mein Schreiben überbrachte, die einzige, der ich bisher etwas von meiner Lage anvertrauete, die einzige, die mir noch nach ihrer eignen Armuth einige Wohlthaten erzeigte, kann, aller Bemühungen ohnerachtet, keine Spur von meinem Mann bekommen. — Hier lebe ich verborgen und sicher, hier verließ er mich, hier kann er mich nur allein suchen. Bemühen Sie sich, ihn zu sprechen; sagen Sie ihm — (sie stützte hier ihre Stirne in die flache Hand, und Thränen des Jammers rannen am welken Arme herab —) Doch, wenn er glücklich

ist, so sey es, so sey auch das! aber dann, edler Wohlthäter, dann gönnen Sie mir einen Zufluchtsort, und ein ruhiges Grab in einer gefahrlosen Einsamkeit." —

Hier schloß sie, und Karl ergriff gerührt die eine Hand der Unglücklichen, die auf seinem Schooße ruhte, und sprach mit einer Erschütterung seines Herzens, die alle Worte unnöthig machte: „Vielleicht ändert sich in kurzem Ihre Lage zu Ihrem Vortheil, und bis dahin nehmen Sie von mir die nöthige Unterstützung an."

Louise. (bewegt) Nein, edler Mann! Beschämen Sie mich nicht mehr durch Ihre Großmuth. Ihre Wohlthat hat mich auf lange Zeit für jeden Mangel gesichert.

Karl. In ihren Umständen, liebe Frau können Sie nie genug haben; man kann nicht jeden Vorfall voraussehen. — Haben Sie dahero die Güte, sobald Ihnen etwas aufstoßen sollte, sogleich die Alte zu mir zu

schicken, und ich werde nicht anstehen, sogleich zu Ihrer Hülfe herbei zu eilen. Ihren Auftrag werde ich eilends erfüllen, und bitte Sie, so lange ruhig und unbesorgt zu seyn, bis Sie mehr von mir hören. Bis dahin leben Sie wohl!

Karl ging, und erkundigte sich sogleich nach seiner Ankunft im Gasthofe nach dem Rittersitze des Herrn von Adelstolz, schwang sich hierauf mit seinem Reutknechte zu Pferde, und befand sich am Abende schon in der Schenke des Dörfgens.

Hier erfuhr er vom Wirthe, daß Louisens Gatte von dem tirannischen Vater in dem engsten Gewahrsam gehalten werde, niemand, als ein alter treuer Diener desselben Zutritt zu ihm habe, und nicht eher seine Freiheit wieder erhalten solle, bis er den Aufenthalt seiner Frau entdeckt habe.

Karl überlegte die Nacht hindurch, welches Mittel bei diesen Verhältnissen wohl

das zweckmäßigs.e seyn möchte, und beschloß endlich, einen Angriff auf das felsenharte Herz des Vaters zu machen, und es durch eine bewegliche Darstellung und getreue Erzählung der Lage von der Frau seines Sohnes zu rühren. Mit diesem Vorsatze ging er am folgenden Morgen auf das Schloß, ließ sich melden, und ward in ein Zimmer geführt, wo der Herr von Adelstolz mit einem Frauenzimmer saß, und in behaglicher Ruhe sein Frühstück einschlürfte. „Was beliebt?" redete er kalt den eintretenden Karl an.

Karl. (nach einer höflichen Verbeugung) Ich wünschte über eine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.

Adelstolz. (indem er sich mit der flachen Hand über das Gesicht fährt) Hm! Hm! — Und was wäre denn das für eine? — He! —

Karl. Sie müssen mich aber nicht unterbrechen.

Adelstolz. Ohne Umschweife zur Sache.

Karl. Ich komme von der unglücklichen Gemahlin Ihres Sohnes.

Adelstolz. (dessen Gesicht bei dem Worte Gemahlin ganz blutroth geworden ist; mit flammenden Augen, zitternder Stimme, und wahrem Marktschreiertone) Gemahlin! — Gemahlin! — Ewiges Unglück über die Metze, die verworfene Dirne, Verführerin meines Sohnes! — verflucht! — Gemahlin! — verflucht! Herr, Gemahlin? — —

Karl. (steht kalt und furchtlos da, und benutzt die erste Pause die der Alte in seinen heftigen Verwünschungen macht.) Sie versprachen mir ja, mich gelassen bis ans Ende anzuhören.

Adelstolz. So reden Sie nicht so einfältig junger Herr! — Ich erkläre die Heirath meines Sohnes für null und nichtig; ja, ja, für null und nichtig, und damit Punctum! —

Karl. Zwar kenne ich die Gesetze ihres Staates nicht genau über diesen Artikel; aber

ist ein Gesetz vorhanden, das eine eheliche Verbindung aufhebt, welche eine edle Liebe schloß, und die Grundsätze der Vernunft billigten, so wäre zu wünschen, auch zugleich das Herz und die Vernunft von elenden Adelvorurtheilen abhängig gemacht zu haben. (der Herr von Adelstolz wollte ihn hier unterbrechen, allein sein heftiger Zorn erstickte die Worte, und Karl fuhr fort) Denn was können Ihre Wünsche noch weiter von der Gemahlin Ihres Herrn Sohnes fordern? Sie besitzt Schönheit, eine gebildete tugendhafte Erziehung, viele Talente, und was alles dieses weit überwiegt, ein edles Herz; überdieß ist sie Mutter, Mutter durch Ihren Sohn. Giebt dies alles kein Recht zur Liebe und Ehe? Ich habe Ihre Schwiegertochter gesehen, gesprochen, und erstaune, wie es möglich seyn kann, daß eine Thräne in ihrem offnen blauen Auge Ihr Herz unfähig zu rühren ist, wie Sie Vaterliebe, Natur, Vernunft und Mensch-

lichkeit in einem so hohen Grade verläugnen, ihr Kind dieserhalb in Verwahrsam zu bringen, Ihren Enkel von sich zu stoßen, den ein edlerer Schooß gebahr, als wenn ihn tausend Stammbäume geadelt hätten? — Wie ist es möglich, daß Sie — —

Jetzt konnte der Alte seinen Zorn nicht mehr mäßigen, sprang an die Klingel, und zog sie so ungestüm, daß eilend einige Bedienten herbeigesprungen kamen. „Zum Amtmann mit dem Tollhäusler!“ schrie er wild und zeigte mit einer grimmigen Miene auf Karln. Aus Neugierde, wie sich dieser einer Seits komische, andern Seits aber zugleich auch verdrüßliche Auftritt endigen werde, ließ es sich dieser gleichgültig gefallen, und folgte zum gestrengen Sohn der Themis. Dieser gerieth in keine geringe Bestürzung, da er von Karln den ganzen Vorfall erfuhr, als ein Billet vom Herrn von Adelstolz, welches den Befehl enthielt, von

dem Inhaftirten den Ort des Aufenthalts der Metze, die er seine Schwiegertochter nenne, auszukundschaften, ihn sogleich in Thätigkeit setzte. Er suchte es anfangs gesprächsweise von ihm herauszulocken, und drohte, als dieses nicht fruchten wollte, mit gerichtlichem Verhör. „Herr!“ sagte Karl im ernsten Tone, der nun den Spas überdrüßig haben mochte, „Herr! ich will's nun einmal nicht sagen, wo sie sich aufhält; aber das sagen Sie dem Herrn von Adelstolz, daß sie in kurzem in Sicherheit gesetzt, und mit Geld und Ansehen unterstützt, von diesem Wüthrich den biedern Vater ihres Kindes, und durch Hülfe der Gesetze ihren unglücklichen Mann zurückfordern wird; sagen Sie das jenem Elenden, Gefühllosen, der für nichts Sinn und Gefühl hat, als seine alten Pergamente, und eben deswegen ein Herz so zäh und gefühllos als Pergament. — Und Sie, Herr, lassen mich augenblicklich zufrie-

den, oder ich werde aus einem andern Tone mit Ihnen zu sprechen wissen." — —

Karl's Augen funkelten so feurig und unerschrocken bei diesen Worten, daß der Herr Amtmann augenblicklich verstummte, und vor Angst nicht wußte, was er sagen, oder womit er sein Verfahren entschuldigen sollte; allein, in eben dem Augenblick, als Karl die Thüre zu öffnen im Begriff war, trat der Herr von Adelstolz ihm entgegen. — „Nicht eher einen Schritt vor die Thüre, als bis ich das Haus weiß, wo die H. . . . wohnt!" rief er trotzig. „Auch das!" sprach Karl gelassen, „ich will vor der Hand keine Weitläuftigkeiten machen. Haben Sie indeß die Güte, meinen Bedienten aus dem Wirthshause hierher rufen zu lassen, ich will ihn nach B. mit einem Briefe an den Minister H — g schicken; dann wollen wir weiter sehen." —

„Wer Sie auch sind" rief der Alte,

„hier ist der Verhaftsbefehl! Nennen Sie den Aufenthalt jenes lüderlichen Geschöpfes, und ich habe dann weiter nichts mit Ihnen zu thun.“ „Das wird auf keinen Fall geschehen“ antwortete Karl, und warf sich ruhig auf einen Stuhl.

Der Amtmann winkte jetzt dem Herrn von Adelstolz auf die Seite, und sprach heimlich mit ihm. Sie wendeten sich hierauf nochmals gegen Karln, und suchten alle Ueberredungskünste hervor, um ihrem Wunsche näher zu kommen. Allein dieser saß ruhig da, und schwieg ganz und gar. Der Amtmann suchte ihm mit einer wahren Juristenmiene begreiflich zu machen, daß, wenn man einen Verhaftsbefehl auf Jemanden habe, es eines Jeden Pflicht und Schuldigkeit sey, den Aufenthalt desselben anzugeben. — „Hören Sie wohl! Hören Sie!“ rief der alte Edelmann, „also nicht eher von der Stelle, bis ich den Ort weiß.“ Er hielt

ihm von Zeit zu Zeit auch den Verhaftsbefehl vor, den Karl jedesmal gleichgültig und mit Verachtung zurückschob. Der Alte gab endlich dem Amtmann den Verhaftsbefehl, um ihn laut zu lesen, indem er vermuthlich glauben mochte, daß die Ausdrücke in demselben, die Verhaftung erwähnter Person auf keinen Fall zu hindern, ihn zum Geständniß bringen würden. — Der Amtmann begann zu lesen, und der Alte beständig Karln zuzurufen: „Hören Sie doch!" da dieser nichts weniger, als einige Aufmerksamkeit dabei zeigte, sondern bald nach seinem Bedienten verlangte, bald den Amtmann durch andre eingeschobene Fragen unterbrach. Mit der Wuth eines angeschossenen Bärs wollte er nun dem Amtmann den Befehl aus den Händen reißen; dieser, der nichts weniger als dieses vermuthet haben mochte, hielt ihn daher fest, und so kam es, daß er auf einmal eine, und der Edelmann

die andere Hälfte in der Hand hatten, und der Befehl mitten von einander gerissen war. — Wie aus den Wolken gefallen, stand der Alte da, wußte nicht gegen wen er seine Wuth auslassen sollte, und ließ in dieser Zerstreuung noch überdies seine abgerissene Hälfte gedankenlos zur Erde flattern. Der Amtmann, auch der Edelmann, bückten sich schnell, um sie aufzuheben, allein in eben dem Augenblicke faßte ihn das Schooshündchen der Frau Amtmännin, ein niedliches Möpschen, der alles, was zur Erde fiel, apportirte. Der Alte fluchte und tobte. „Nun so hole der Teufel den Mops und Euch alle!" schrie er wüthend, und schlug mit einem gewaltigen Knall die Thür zu. —

Karl, der während dieser Scene ganz ruhig auf seinem Stuhle gesessen hatte, und in ein erstickendes Gelächter versunken war, stand jetzt auf, und legte zwei Friedrichsd'or auf den Tisch. „Hier, Herr

Amtmann," sprach er," geben Sie dafür dem Mops an jedem Donnerstage das beste Stück Fleisch, das auf Ihren Tisch kommt, denn er war gerechter als der Minister, der den Befehl gab! — Er griff nun nach seinem Hut, und wollte gehen. „Sie heißen, mein Herr?" — „Karl von Burgheim." — „Und wohnen?" — „In B. im goldnen Adler!" — „Und sind von Charakter?" — „Ein Reisender." — „Sehr wohl, ich empfehle mich Ihnen." — —

Karl ging.

Auf dem Rückwege sah er wohl ein, daß er die ganze Sache mehr verschlimmert als verbessert habe, daß jetzt der Edelmann die Sache mit größerer Hitze betreiben werde als vorher, und daß, wenn es ja etwas günstiger um die Lage der Liebenden stehe, es allein dem glücklichen Ohngefähr, der Zerreißung des Verhaftsbefehls, zuzuschreiben sey. — Er entschloß sich daher einen

Schritt zu wagen, der alles entscheiden mußte, nemlich dem Minister die ganze Sache vorzustellen. Seine erste Frage war also an seinen Wirth: „Läßt der Minister H — g jedermann vor sich?“ Der Wirth bejahete es. „Kann ich ihn wohl noch diesen Abend sprechen?“ — „Sie müssen es versuchen.“ —

Karl säumte nicht, ging hin, ließ sich melden, wurde sogleich vorgelassen, und in das Wohnzimmer des Ministers geführt. „Ich komme nicht für mich, Ew. Excellenz“ sprach Karl mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, „ich komme auch nichts zu bitten, sondern bloß Gerechtigkeit zu erflehen.“ Der Minister lächelte, und sah Karln mit einer freundlichen Miene an, der sofort seine wunderbare Bekanntschaft und seine Unterredung mit der unglücklichen Gemahlin des jungen Adelstolz, ohne ihm jedoch den Ort zu nennen, wo sie sich aufhielt, zu

erzählen begann; ferner seine Reise, und den ganzen Vorfall mit dem alten Edelmann und dem Verhaftsbefehl. „Und das ist eigentlich meine Absicht, schloß er, warum ich zu Ew. Excellenz gekommen bin, um mich unterthänigst zu befragen, ob der tirannische gefühllose Vater einen neuen Verhaftsbefehl erhalten wird, oder nicht?

Minister. Wenn sich die Sache so verhält, wie Sie mir sie erzählt haben: Nein! — Aber wer bürgt mir, daß sie sich wirklich so verhält? — Können Sie alles mit einem Eide bekräftigen? —

Karl. Das kann ich, Ew. Excellenz, denn die Wahrheit hat ihr Gepräge so gut wie die Unschuld.

Minister. Das jedoch gar oft sehr trügerisch ist. — Indessen liegt nichts unwahrscheinliches in Ihrer Erzählung; (mit einem forschenden Blicke) Was würden Sie

aber dann thun, wenn er einen neuen Verhaftsbefehl bekäme? —

Karl. (mit Feuer) Dann würde ich die Unglückliche mit mir nehmen, und sie aus einem Lande führen, wo der Rang die einzige Tugend, und Geld das einzige Verdienst ist; würde sie bitten, so lange im Unglück und Elend zu schmachten, so lange das unschuldige Kind eine Waise seyn zu lassen, so lange eine jammernde Wittwe zu bleiben, bis der Tod sie von dem Tirannen, der sie so grausam verfolgt, befreiet.

Minister. Wenn nun aber während der Zeit der Gatte selbst sein Weib vergessen, wenn jahrelanger Gram und Kummer die Schönheit zerstört, und den Reitz der Jugend verlöscht hätten, und — —

Karl. (ihm einfallend) Nein, das ist nicht möglich! Nein!

Minister. ihm freundlich auf die Achsel klopfend) Geben Sie sich zufrieden. Stimmt die Wahrheit mit ihrer Erzählung überein, so soll die unglückliche Dulderin wenigstens in Sicherheit leben, wenn ich ihr auch nicht ihren Mann zurückzugeben im Stande bin.

Karl. (langsam und mit Nachdruck) Nicht? — Doch ich kenne die Gesetze des Landes nicht. Sollte aber hier kein Mittel ausfindig zu machen seyn, die Strenge derselben etwas herabzustimmen? — O gewiß, gnädiger Herr! die Verachtete verdient es, daß das Gesetz einmal lächelt. Natürliches Gefühl, Menschlichkeit, kurz, alles was uns heilig seyn muß, spricht zu sehr zu Gunsten dieser Unglücklichen, daß es zu wünschen wäre, das Gesetz verführe so menschlich als möglich.

Der Minister lächelte.

Minister. (nach einem kurzen Nachdenken)

Wissen Sie was, Sie scheinen ein edler, junger Mensch zu seyn, und meine Liebe zu verdienen. — Sie sollen mehr von mir hören. Uebermorgen — doch das möchte Ihrer Sehnsucht wohl zu lange dauern — also morgen gegen Abend erwarte ich Sie wieder. Ich will während dieser Zeit sehen, was ich zum Besten des armen Weibes thun kann. Sagen Sie ihr unterdeß, Sie solle Ihrer Sicherheit wegen unbesorgt seyn.

Hier stand er auf, drückte Karln voll edler Theilnahme die Hand, wünschte ihm gute Nacht, und entfernte sich. Mit Windesschnelle eilte dieser die Treppe hinab, und nach der Wohnung Louisens, die er heute in nicht geringe Bestürzung über seine guten Nachrichten zu versetzen hoffte, und sich schon im voraus die Scene trunkener Freude in Gedanken mit den lebhaftesten Farben ausmalte. Mit leisen Schritten schlich er über

den Hof, mit leisen Schritten die Treppe hinauf, horchte, glaubte ihr Schluchzen zu hören, pochte an, öffnete die Thüre, und trat hinein.

Louise erschrack, wie sie einen Unbekannten ins Zimmer treten sah, für den sie Karln, der heute seine gewöhnliche Kleidung trug, hielt. „Freuen Sie sich mit mir, meine traurige Freundin, ich bringe Ihnen Hoffnung, bringe sie Ihnen im Namen des Ministers.“ — Karl hatte sich nicht zu viel von dieser Ueberraschung versprochen, er sah sie noch übertroffen. Wie ohne Bewußtseyn stand sie anfänglich, einer leblosen Bildsäule gleich, da, breitete dann ihre Arme aus, um den glücklichen Boten zu umfassen, und an ihr vor Freude pochendes Herz zu drücken. Aber schnell besann sie sich, erkannte das Unschickliche ihres Betragens, und überwältigt von dem schönen Gefühle der Dankbarkeit, vereint mit dem Gefühle ihrer unglücklichen

Lage und ihres Elendes, sank sie vor Karln auf die Kniee. Nur mit Mühe konnte er sie bereden, aufzustehen, setzte sich dann neben ihr, und erzählte ihr die für sie so wichtige Begebenheiten des heutigen Tages. Louise weinte die bittersten Thränen der Wehmuth über das unglückliche Schicksal ihres Mannes, zitterte vor der unauslöschlichen Rachgier des Vaters, und taumelte beinahe vor Wonne über den edlen Minister. Sie nannte Karln wiederholt ihren Beschützer, ihren Schutzgeist, kniete vor dem Lager ihres Kindes nieder, störte es aus seinem sanften Schlummer, und beschwor es, seinen Wohlthäter zu lieben. — Karln verstrich dieser Abend unter den schönsten Empfindungen seines Herzens, denn ihn verherrlichte die Liebe eines dankbaren Herzens. —

Den andern Tag eilte er mit ihr zum Minister. —

„Hier, gnädiger Herr!“ sprach er bei seiner Ankunft, „bringe ich Ihnen die Unglückliche selbst, um Sie desto lebhafter von der Wahrheit meiner gestrigen Erzählung zu überzeugen, um Ihr fühlendes Herz durch ihren Anblick desto tiefer zu erschüttern, und zum gerechten Mitleid zu bewegen. Louise zerfloß fast in Thränen, — aber der Minister suchte sie zu trösten, und ihr Beruhigung einzusprechen; ja selbst die Gemahlin desselben, der er den ganzen Vorfall entdeckt hatte, setzte sich zu ihr, und bot ihr ihre Freundschaft und Unterstützung an. Sie erzählte nun, aufgefordert vom Minister, die Geschichte ihrer Leiden, und zwar mit einem so eindringenden Tone, der nur der Wahrheit eigen ist, und der ihn gewiß überzeugt haben würde, wenn er nicht schon überzeugt gewesen wäre. Denn durch die sorgfältigsten und genauesten Erkundigungen nach der Aufführung und den übrigen Umständen Loui-

sens, hatte er erfahren, daß ihr nichts zur Schwiegertochter des alten Adelstolz fehle, als ein Stammbaum. — „Ihr Gemahl" sprach er nach Endigung ihrer Geschichte, „hat übereilt gehandelt, und auch Sie haben gefehlt, da nach den Gesetzen jede Heirath, ohne Einwilligung des Vaters, verboten ist. Aber, ich glaube Sie haben Ihren Fehler theuer genug gebüßt, und Sie haben Recht, mein lieber Herr von Burgheim, das Gesetz könnte wohl einmal hier eine Ausnahme machen. Ich hoffe, Ihnen Ihren entrissenen Gatten wiederzuschenken, und bitte Sie, ruhig zu seyn, morgen aber mit Ihrem Kinde, aber ja mit Ihrem Kinde, zu mir zu kommen; ich werde Ihnen meine Equipage schicken, und Sie, lieber Herr von Burgheim begleiten Ihre unglückliche Louise." — Louise wollte sich dem Minister zu Füßen werfen, aber er fing sie auf, und küßte ihre Wangen. „Morgen mehr!" rief der Edle,

„aber vergessen Sie nicht, Ihr Kind mitzubringen. Sie werden Gesellschaft finden.“

Louise. Gesellschaft? — Ew. Excellenz! — Ueberlegen Sie — —

Minister. Dies ist die einzige Bedingung: daß Sie mich nicht in meinem Vorhaben stören, sondern nach eigener Willkühr handeln lassen. — Jetzt rufen mich meine Geschäfte. Morgen mehr! — Adieu! —

Am andern Tage fand Karl Louisen schon ihrem Stande gemäß gekleidet, welche Umwandelung sie allein der gütigen Gemahlin des Ministers zu danken hatte, und fuhr voller Erwartung hin. Sie wurden hier in ein Zimmer geführt, wo für zwei Personen gedeckt war, und wo ihnen die Gemahlin des Ministers entgegentrat. „Sie speisen mit mit in diesem Zimmer, meine liebe Freundin, und Sie, mein Herr von Burg-

heim, werden sich zu meinem Mann bemühen." Sie öffnete eine Thüre: „Hier!" sprach sie, „mein Mann erwartet Sie schon längst." — Er ging hinein, und fand den Minister in einem Cirkel ihm unbekannter Personen, unter welchen er jedoch sogleich den alten Herrn von Adelstolz unterschied. Der Minister eilte auf Karln zu, ergriff ihn bei der Hand, und stellte ihn den übrigen mit den Worten: „Mein Freund, der junge Herr von Burgheim!" vor. Deutlich konnte man die Röthe bemerken, die beim Anblick Karls dem Alten das Gesicht überzog. Beide stellten sich indeß völlig fremd gegen einander, und man setzte sich bald darauf zur Tafel.

Ein junger, schöngebildeter Mann, über dessen Gesichtszüge nagender Kummer verbreitet lag, und der in stummes Hinbrüten versunken, an nichts Theil zu nehmen schien,

was um und neben ihm gesprochen ward, war sein Nachbar. Er schloß nicht unrichtig, daß es Louisens unglücklicher Gatte sey, und suchte sich dieserhalb in ein Gespräch mit ihm einzulassen; aber vergebens: ein kaltes „Ja!“ oder „Nein!“ war alles, was er von ihm erzwingen konnte.

Nach aufgehobener Tafel zerstreute sich die Gesellschaft; nur der Minister und der alte Adelstolz blieben allein, und ein Wink des erstern hielt auch unsern Karl zurück. — „So unangenehm es mir auch in vieler Rücksicht ist“ redete jetzt der Minister den Edelmann an, „jemanden in Verlegenheit zu setzen, so fordert mich doch heute nicht nur die Nothwendigkeit, sondern selbst meine Pflicht und ein gegebnes Versprechen dazu auf. — Sie haben sich in einen äußerst unangenehmen Handel verwickelt, haben von meinem Vorfahren einen Verhaftsbefehl ge-

gen ein sehr edles und rechtschaffenes Frauenzimmer, durch falsche Vorspiegelungen zu erschleichen gewußt; ja, Sie haben Ihr väterliches Recht gegen Ihren Sohn mißbraucht, und ihn im gefänglichen Gewahrsam gehalten. — Doch — mein Wunsch, die Sache in Güte beizulegen, wird Ihnen hierbei unverkennbar werden. — (er zeigt ihm ein beschriebenes Blatt) Ist dieser Aufsatz von Ihnen? — Lieber Freund, er enthält gegen die Person, die mit Ihrem Sohn verbunden ist, die niederträchtigsten Beschuldigungen; Beschuldigungen, von denen Sie gewiß nicht eine gerichtlich beweisen können. — Ich bin genau von dem ganzen Hergang der Sache unterwiesen, und rathe Ihnen freundschaftlich, den Handel nicht in die Länge zu ziehen. Uebereilung, nicht zu entschuldigende Hitze und Zorn, gestehen Sie es selbst, waren dabei die unverkennbaren Haupttriebfedern.“ —

Adelstolz befand sich in der schrecklichsten Verwirrung. „Aber, Ihre Excellenz" sprach er ganz kleinlaut, „sollte nicht eben diese meine Hitze den Aufsatz zu entschuldigen im Stande seyn?" — „Ei, Ei, Herr von Adelstolz, Falschheiten bei Aufsätzen an den Fürsten, an das Gesetz, sollten Hitze und Uebereilung entschuldigen können? — Indeß, widersprechen Sie sich nicht selbst hier? — Sie fordern Nachsicht und Entschuldigung Ihrer eigenen Leidenschaften, und haben nicht die geringste Nachsicht und Schonung mit den Leidenschaften Ihres Sohnes; mit einer Leidenschaft, die Menschlichkeit und Natur heiligen, Jugend und Schönheit des Körpers, und Adel der Seele bei der Gemahlin Ihres Sohnes entschuldigen. Nicht einmal das Gesetz spricht hier völlig für Sie, wenigstens haben Sie ihm eine Ausdehnung gegeben, die die größte Ungerechtigkeit zur Folge haben muß; haben Ihren

Sohn seiner Freiheit beraubt, ein edles Frauenzimmer so lange dem äußersten Elende, dem drückendsten Kummer Preis gegeben, dem Mann sein geliebtes Weib, und dem unmündigen Kinde seinen Vater und Ernährer vorenthalten! — Und was hatten Sie hierzu für Bewegungsgründe? — Keine andern, als daß diese Person das Einzige nicht besitzt, was der Zufall ertheilt — eine Reihe uralter Ahnen. — — Das sie hingegen alles andere besitzt, was Hochschätzung, Achtung und Liebe erweckt, was tausende von unserm Range nicht haben, weil es — erworben werden muß, alles dieses kommt bei Ihnen gar nicht in Betracht. — Aber diese Person hat Freunde, hat Rathgeber gefunden, die ihre klagende Stimme bis zu dem Ohre des gerechten Fürsten gebracht haben. Es wird nun also bloß von Ihrem jetzigen Entschluß abhängen, ob die ganze Sache gerichtlich untersucht und entschie-

den, oder in der Güte beigelegt werden soll. Ich rathe Ihnen daher nochmals freundschaftlich, überlegen Sie diesesmal reiflicher, frei von jedem Vorurtheil und jeder andern Leidenschaft."

„Ich will doch hoffen, Ew. Excellenz, daß die Gesetze meiner Familie keine Person von niedrigem Range aufdringen werden?" —

„Nichts weniger, mein Herr von Adelstolz; aber sie werden im Gegentheil Ihrem Sohn gestatten, ungehindert zu wählen, weil er sein Glück sucht, und weil er Ihr Sohn, aber keinesweges Ihr Sclave ist. — In Ihrem Aufsatz ist die Rede von einem feilen lüderlichen Geschöpfe, und in diesem Fall unterstützten Sie die Gesetze, aber nicht in Ansehung der Person, deren Bekanntschaft ich mit Vergnügen gemacht habe. Bedenken Sie alles sehr wohl, ehe Sie entschei-

den. — Doch — jetzt kommen Sie mit mir zu meiner Frau."

Sie gingen.

Einige von der übrigen Gesellschaft gesellten sich dazu, und mit sehnsuchtvollem Erwarten öffnete der Minister das Zimmer seiner Frau. Louise entfärbte sich doch etwas bei dem Anblick ihres grausamen Verfolgers, ob sie gleich auf seine Gegenwart von ihrer Freundin vorbereitet worden war. Adelstolz eilte, dieser die Hand zu küssen, und in eben dem Augenblicke, als er das nemliche bei Louisen wiederholen wollte, erkannte er sie. — Wie von einem electrischen Schlage getroffen, zog er seine Hand plötzlich zurück; aber — „was ist Ihnen, Herr von Adelstolz?" fing die Ministern an, „was hat Ihnen meine Freundin zu Leide gethan? Ei, Ei, das ist sehr unartig." — Adelstolz befand sich in unaussprechlicher Verle-

genheit. — Der Minister zog jetzt den Aufsatz aus der Tasche. „Nun, Herr von Adelstolz, soll ich dieses Andenken Ihrer Uebereilung, dieses Zeichen Ihrer Ungerechtigkeit vertilgen?“ Adelstolz stand noch immer ohne Bewegung. Jetzt nahm die Ministerin Louisens Kind auf den Arm, zeigte es dem Alten, und sprach: „Dies ist Ihr Enkel!“ — Louise näherte sich ihm unter banger Furcht, zitternd und bebend. Der Minister ergriff sie bei der Hand, und führte sie Adelstolzen zu. „Sey ohne Furcht, meine Tochter; er bereut jetzt seinen übereilten Schritt, und wird ihn gewiß wieder gut zu machen suchen!“ — „Wohlan denn“ sprach dieser mit einem tiefen Seufzer, und einer Stimme, die deutlich seinen innern Zwang verrieth, „erkennen sie Ihre Excellenz für Ihre Tochter, so will ich sie auch für die meinige erkennen!“ — —

Louisen schien dies alles ein Traum,

bis sie der Edelmann in seine Arme schloß, und von der Wirklichkeit dieser Scene überzeugte. Nun rollten Thränen der innigsten, unbeschreiblichsten Freude über ihre Wangen, und benetzten die Hände des Alten, die sie mit unzähligen Küssen bedeckte. — Karl stürzte während des mit einem lauten Jubelgeschrei in das Zimmer, wo Louisens unglücklicher Gatte sich befand, faßte ihn bei der Hand, und zog ihn mit sich fort. Gott! welch ein Anblick, als er hier seine Louise in den Armen seines harten Vaters erblickte. „Louise! meine Louise!“ rief er, seiner fast nicht mehr mächtig, und Louise lag mit einem lauten Schrei an seinem liebevollen Herzen.

„Auf Ihre Excellenz Bitten und Vorstellungen“ sprach der Vater, und legte Louisens Hand in die Hand seines glücklichen Sohnes. — „Womit soll ich Ihnen die dankbaren Gefühle meines gerühr-

ten Herzens an den Tag legen, großer, edler Mann" sprach jetzt Louisens Gatte zum Minister; „womit soll ich Ihnen danken?" — „Mir sind Sie keinen Dank schuldig, ich that nichts, als was jeder andere Menschenfreund an meiner Stelle mit eben der Bereitwilligkeit gethan haben würde. Wollen Sie aber danken, so danken Sie diesem jungen Mann hier; er fand Louisen; er nahm sich ihrer an; er hinterbrachte mir diese ganze Geschichte, und betrieb sie; ich war nichts, als sein Werkzeug." —

„Ja, mein Fritz! er rettete mich vom Elende, vom Hungertode" rief Louise noch immer an ihres Mannes Lippen hängend, „er unterstützte mich mit Rath und That, er richtete mein zerrissenes Herz in meinem Kummer auf."

„Und las mir auf meinem eigenen

Schlosse den Text, wie ich ihn noch nie gehört habe, und nie wieder hören mag" fiel der Alte ein.

Alle lachten, und man wünschte von allen Seiten dem fröhlichen Paare Glück. Fritz dankte Karln mit einer heißen Umarmung, in der seine ganze gute Seele lag. Allein dieser riß sich jetzt plötzlich los, küßte Louisen, ergriff die Hand des Ministers, drückte sie gerührt an seinen Mund, und in seinen Augen perlten Thränen der theilnehmendsten Freude. „Nun kenne ich doch einen Großen der menschlich denkt" rief er; „o, mein Herz ist so voll, so freudig voll, in dem Ihrigen muß der Himmel wohnen! — Leben Sie wohl! — Mit diesen Empfindungen will ich sehen, ob ich noch einen Unglücklichen retten, noch ein Herz rühren kann." —

Er verbeugte sich, flog nach Hause, ließ satteln, und hatte nach einer Stunde schon B . . s stolze Thürme aus den Augen verlohren. —

Die
Hochzeit ohne Bräutigam
oder:
die brüderliche Rache.

Lieber Bruder!

Aus meinem letzteren Briefe wirst Du ersehen haben, wo ich mich gegenwärtig befinde, wirst mir vielleicht schon in Gedanken ein brüderliches „Prosit!" zugerufen haben; aber — noch ist es so weit nicht. Die Grundfeste der Tugend sind verdammt schwer zu erzittern. Höre nur:

Vor einigen Tagen befand ich mich in der Abenddämmerung mit Elisen ganz allein, denn ihr Vater, der uns sonst um diese Zeit immer am liebsten bei sich hat, ließ seinem Verwalter Rechnung ablegen; unter allerlei Schäkereien wa-

ren wir auf's Sopha gekommen, und da lag nun die schöne Elise, sich so ganz mir überlassend, in meinem Arme, glühte wie eine Rose, und hätte in diesen Augenblicken den philosophischen Socrates zum Menschen, oder die unbestechliche Tugend eines Kato wankend gemacht; kein Mäuschen rührte sich um uns her, und diese Stille, in Gesellschaft der angehenden Dämmerung, schien auf die herrlichste Art mein Glück zu begünstigen. Durch eine vielleicht unwillkührliche Bewegung hatte sich ihr Halstuch verschoben, und bei Gott! mir wurde es ordentlich dunkel vor den Augen, schwindlich im Gehirn, und warm vor dem Kopfe, über den Anblick dieser überirdischen Reize; von den heftigen Bewegungen unserer Schäkereien erhitzt, wallte dieser schöne Busen mit unwiderstehlicher Gewalt auf, strebte und

kämpfte wider seine Fesseln, die ihm viel zu enge schienen; — zitternd, aber mit ungestümen Küssen, sanken meine Lippen auf ihn herab — sie widerstand schwach! mein Blut kochte, heller Schweiß fühlte ich, stand auf meiner Stirne, — so lag ich im Meere der Wonne, seine Wellen schienen über mich zusammen zu schlagen, — und schwächer, und immer schwächer widerstand die schöne Elise. „Ludwig! mein Ludwig! wenn Du mich täuschtest!“ rief sie mit zitternder Stimme, und drückte mich fester an ihren Busen. Das nahm ich vor die Losung zum Siege! — Feuer und Flamme wagt ich's, wagt's, den ersten Sieg zu verfolgen, wagte den Sprung auf den höchsten Gipfel von Weiberliebe — Gott verdamm mich, Bruder! und er verunglückte! —

Mit unbeschreiblicher Gewalt wand

sie sich los aus meinen Armen, stieß mich zurück, und sprang auf. Da stand sie nun vor mir mit einem edlen Ernst und sich selbst bewußter Würde in ihrem Auge, und ich Schafkopf saß da wie ein Schulknabe, der seinen Spruch nicht gelernt hat, und sich vor der Ruthe fürchtet. — Lange sah sie mich starr an, und wie mir's schien, mit einer Art von Verachtung, endlich aber, da sie wohl überlegen und finden mochte, daß Blut und Liebe in diesen Augenblicken über ihre Klugheit gesiegt, und beinahe zu Kupplerinnen ihrer Tugend worden wären, sank sie auf das andere Ende des Sophas zurück, und weinte. Du weißt, ich achte Mädchenthränen eben so wenig wie Alteweiberklage; aber was war zu thun? alles auf einmal aufzugeben, und darüber zu lachen? — das wäre noch dümmer gewesen; denn

auf einen Angriff erobert man nicht leicht eine Schanze, dacht ich, das war auch immer sonst der Trost Deines Freundes, hielt's also vor's beste, zum Kreuz zu kriechen, resolvirte mich kurz, und — lache nicht! — bat knieend um Verzeihung. Warlich, Bruder! ich dachte daran, wie Du höhnisch lächeln, und Gesichter ziehen würdest, wenn Du dabei wärest und es sähest, und ich muß mich zum Tod lachen komisch in dieser Stellung ausgenommen haben, und doch konnte ich sie bei aller angenommenen Demuth kaum beruhigen. Nun traut sie mir nicht mehr, und hol mich der T . . . . l! ich muß die Wonne dieser Reize schmecken, und sollte sie mir die Augen darüber aus dem Kopfe kratzen! — Sie kommt mir jetzt noch einmal so reizend vor, mit dem schönen niedergeschlagenen Auge und schüch-

ternen Blick auf mich, daß ich mit unausstehlicher Ungeduld dem Augenblick entgegensehe, der mich zum Glücke ruft.

Ludwig v. Meythal.

Jeder meiner Leser wird ohne Zweifel aus diesem Briefe schon auf den Charakter eines Menschen schließen können, der der Hauptgegenstand gegenwärtiger Geschichte seyn soll, zu deren größerer Verständlichkeit und Fortsetzung ich folgendes umständlicher anführen will.

Karl Kleeberg, der Bruder erwähnter Elise, lernte auf der Academie zu L. einen gewissen Ludwig von Meythal kennen, der, ohne jedoch zu studieren, sich bloß seines Vergnügens wegen daselbst aufhielt, von seinen Geldern lebte, und eine prächtige Rolle spielte. Dies verschaffte ihm im kur-

zen eine Menge Freunde, machte ihn zum Gegenstande der Wünsche aller Mädchen, da überdieß sein Aeußeres so ganz zu seinem Vortheile gestimmt war. Er war einer der schönsten Jünglinge. Ein langer, majestätischer Wuchs, dem das besondere Ebenmaas mit seinen starken, nervigten Gliedern, ein vorzüglich schönes Ansehen gab, und muntere, ungestörte Jugendkraft verkündigte; eine Haut, deren sich das schönste Frauenzimmer nicht hätte schämen dürfen, überspannte die nervigten Muskeln, welche bläulich durch die blendende Weiße derselben schimmerten und sich erhoben; ein Fuß, an dem man nicht genug bewundern konnte, wie er, so klein, doch die ganze Last des übrigen Körpers zu ertragen vermochte; ein Kopf, dessen gewölbte Stirn und gebogene Nase, dessen schwarze feurige Augen, dessen kleiner Mund, dessen rabenschwarze Haare jedermann zur Bewunderung hinrissen, waren Eigenschaf-

ten, die ihn vor tausenden seines Gleichen auszeichneten. — Aber so versprechend, so anlockend und einnehmend auch dieses blendende Aeußere war, so schlecht und verdorben war im Gegentheil sein Inneres. Eine fehlerhafte, durch allzugroße Affenliebe seiner Aeltern verwahrloste Erziehung, hatte früh schon seinen Neigungen und Begierden eine falsche Richtung gegeben; hatte sein von Natur gutes und lenksames Herz so sehr ausarten lassen, daß er bald ein äußerst gefährlicher Mensch ward, um so mehr, da er allen seinen Handlungen und Reden einen Anstrich zu geben wußte, daß es, auf den ersten Augenblick wenigstens, unmöglich war, seine Absichten und Pläne zu durchschauen. Und durch eben diese Schlauheit gelang es ihm auch, den guten Kleeberg im kurzen so vor sich einzunehmen, daß sie bald nach ihrer Bekanntschaft unzertrennlich schienen. — In den Ferien nahm er ihn mit nach dem

Landsitze seines Vaters, und — hier erblickte der Wollüstling Elisen, und von diesem Augenblicke schienen sie noch unzertrennlicher. Karl fand keine Ursache seine Schwester vor einem allzugenauen und vertrauten Umgang mit ihm zu warnen, freute sich vielmehr selbst darüber, denn — er war ja sein Freund, und so konnte es nicht fehlen, daß sich in dem Herzen des unverdorbenen, unschuldigen Mädchen, bald eine heftige Liebe entspann. — Oefters wuchsen unter dem Tischtuche ihre Hände zusammen, und wenn sie bemerkt zu werden glaubten, so sprachen ihre Blicke verständlicher als mancher Prediger auf der Kanzel; und wenn noch überdieß etwa Elisens seidener Schuh Ludwigs seidenen Strumpf von Ohngefähr berührte, war ihm nicht anders als wenn er electrisirt würde. Kurz: er schwamm in einem Meere namenloser Wonne, und trauerte nur, daß die Ferienzeit schon vorbei, und der

morgende Tag zu ihrer Abreise festgesetzt war. —

„Wissen Sie was, lieber Meythal!“ sprach an diesem Tage der alte Kleeberg, in dessen Herz er sich so festgesetzt hatte, daß er vielleicht nichts sehnlicher, als eine Verbindung zwischen ihm und seiner Tochter wünschte, „ich dächte, Sie machten uns die Freude, und blieben diesen Sommer über bei uns!“ — Ludwig sah Elisen an, sah in ihrem freudig auffahrenden Blick eben diesen Wunsch; — „und Sie, Elise?“ fragte er. „Ich habe diese Frage nicht von Ihnen erwartet,“ sagte sie mit einem Blick und Tone, der ihn nun nicht mehr zweifeln ließ. — „Gut denn“ rief er, „ich bleibe! und wo könnte mir auch wohler seyn, als bei Ihnen?“ setzte er mit einem zärtlich-schwärmerischen Blick hinzu, der zuletzt auf Elisen verweilte, und ihren Busen mächtiger steigen machte. „Aber was sagst Du

dazu, Bruder!" sprach er zu dem eben eintretenden Karl, der einen offenen Brief in der Hand hielt. „O, sprach dieser, ich freue mich herzlich, daß Du Flüchtling Dich hier halten läßt, denn so hoffe ich Dich doch gewiß (mit einem schalkhaften Blick auf seine Schwester) eher wieder zu sehen, [als wenn Du mit mir nach L. zurückgingest; denn, sobald ich dort examinirt bin, gehe ich nach Italien." „Nach Italien?" riesen alle mit Verwunderung. „Ja, mit dem Prinz von B. Lesen Sie, guter Vater." Er gab ihm den Brief, und dieser freute sich über dieses Glück, welches seinen Karl auf nicht ungegründete Ansprüche einer ehrenvollen Zukunft berechtigen ließ, und welches er bloß seiner untadelhaften Aufführung und Empfehlung seines vorzüglichsten Gönners, des Professor P . . r zu danken hatte.

Ich verlasse jetzt den braven Karl, und wende mich zu Ludwigen.

Nicht lange nach dessen Abreise fiel obige, im Briefe erwähnte Scene vor, die er einem seiner besten Freunde, ihm an Charakter und Sitten völlig ähnlich, berichtete. — Dem Schändlichen war es nur darum zu thun die blühende Rose der Unschuld zu entblättern, und seine thierischen Begierden mit dem Raub ihrer Tugend zu sättigen, und dann, frohlockend über seinen teuflischen Sieg, einem neuen Bubenstücke nachzujagen. — Doch der Engel der Unschuld wachte zu treu über die kämpfende Elise, und weder das Feuer der Sinnlichkeit, noch die süßesten Vorspiegelungen, waren vermögend sie zum Wanken zu bringen. Dieser Widerstand fachte seine empörten Leidenschaften nur noch mehr an, und — er beschloß endlich, woran er vielleicht nie gedacht hatte, sie — zu heirathen. — Folgender Brief wird es deutlicher machen.

Freund Moriz!

Das ist doch wahrlich eine wunderliche Sache mit uns Menschen! — Mit den festesten Entschließungen, mit dem unüberwindlichst scheinenden Feuer greifen wir eine Sache an, nähern uns einem gewissen Zweck, oder scheinen wenigstens uns ihm zu nähern, und wenn wir nun nah an demselben zu seyn, oder ihn ganz erreicht zu haben glauben — müssen wir den ganzen Weg wieder zurück, es anders anfangen, eine gewisse Art und Weise zu Hülfe nehmen, Bedingungen fest setzen, und mit dieser Art und Weise, und diesen festgesetzten Bedingungen ist's nun so, ist's oft eine verdammte Sache. — Staunen wirst Du, das kann ich mir denken; doch es ist geschehen: ehe Du Dich's versiehst, ist Elise, wenn ich mei-

nen Zweck nicht anders erreichen kann — mein Weib! — Ein Gedanke, vor dem mir, wie Du weißt, von jeher eckelte. Aber sagtest Du mir nicht selbst immer: es sey einerlei, auf welche Art und Weise der Mensch zu seinem Zweck gelange, wenn er nur dazu gelange? Das tröstet mich; und daß es das Aeußerste gewagt sey zur Erlangung dieses Zwecks, wirst Du aus der Kälte sehen, mit der ich Dir dieses schreibe. — —

Ihre Augen wurden nicht mehr trocken seit dem letzten Sturme den ich wagte, alle Gelegenheit war mir also abgeschnitten, ihn zu wiederholen, und haben, Bruder! haben mußt ich die schöne Elise, das war ausgemacht; was blieb mir also zu thun übrig? — In einer süßen Stunde, da so das schöne weinende Mädchen in meinem Arme lag, gab ich ihr den Schwur zu dieser

verhaßten Verbindung, und ich will ihn halten, wenn es nicht anders seyn kann.

Ludwig.

Karl bezeigte herzliche Theilnahme über das Glück seiner Lieben, und beklagte, daß er dem Feste ihrer Verbindung nicht beiwohnen konnte, da die Abreise aus seinem Vaterlande früher angesetzt war.

Unterdeß wurden alle Anstalten zur Hochzeit gemacht, und endlich brach er an, der Tag, an dem Elise und Ludwig einander wechselseitige Liebe und Treue am Altare schwören sollten; aber es war ein trüber, neblichter Tag; kaum daß der erste Stral der Sonne zitternd durch die rothen Gewölke zu dringen vermochte, seine Ankunft der Welt zu verkündigen. — Die Sonne war bereits hoch am Himmel herauf, rechts und links kamen schon Carossen und Reuter

angeflogen, daß Huf und Achse seufzten. — Eine reitzende Traurigkeit, und eine süße Unruhe im trunkenen Feuerblick, machte die schöne, blauäugige Elise ganz zur Madonna, und mit schmachtender Sehnsucht wartete sie nur noch auf ihren Ludwig, der sich bis jetzt noch nicht gezeigt hatte. — Man machte endlich Anstalt ihn zu rufen, allein — man fand sein Zimmer verschlossen, und da es nach dem vielen Klopfen und Anschlagen immer noch uneröffnet blieb, so glaubte man mit Recht, es müsse ihm diese Nacht irgend etwas zugestoßen seyn, und beschloß nun — mit Gewalt einzudringen. — Allein, — welch Entsetzen! — das Zimmer war leer, der Bräutigam verschwunden, und alle Spuren einer beabsichtigten Flucht anzutreffen. — Der gute Vater Kleeberg schlug die Hände zusammen, Elise rang sich in der Verzweiflung fast die Haut von denselben, und sank endlich in Ohnmacht; — denn eine un-

vermeidliche Schande drohte jetzt ihrem sonst so tugendhaften Ruf, da das gute, durch allzugroße Liebe irregeleitete Mädchen, dem Schändlichen nach der Verlobung mehr zugestanden hatte, als sie eigentlich als Mädchen noch sollte. — —

Ich überlasse es hier dem Gefühl eines jeden Lesers, sich diese, für dem einen Theil so traurige, und für dem andern so komische Scene, selbst auszumalen, und verlasse jetzt die Traurenden, um Karln aufzusuchen.

Kaum hatte dieser den ganzen, in seiner Art fast einzigen Vorgang, aus einem Briefe seines gebeugten, dem Tode nahen Vaters vernommen, als er auch sogleich den Entschluß faßte, um seine Entlassung anzusuchen, in die väterlichen Gefilde zurückzukehren, den Verführer seiner Schwester aufzusuchen, und blutige Rache für diesen unauslöschlichen Schimpf an ihm zu nehmen. — Aber der unerwartetste, schreck-

lichste Vorfall, hinderte ihn in diesem Unternehmen.

An einem Morgen, da er noch im Bette lag, drang die Stadtwache in sein Zimmer, bemächtigte sich seiner nebst alle dem Seinigen, und brachte ihn in ein Gefängniß, wo man nur die hinzubringen pflegt, die bereits zum Tode verurtheilt worden. — Noch war er standhaft, und das Bewußtseyn seiner Unschuld erhob ihn weit über das Schrecken, das in dieser Lage die meisten Menschen würde ergriffen haben; aber, wie groß war sein Schreck, da er den Tag darauf vor Gericht geführt, und als ein Mörder angeklagt und verurtheilt wurde. — Sein Prinz war nemlich am Morgen bei der Rückkehr von einem Cassino, vor seinem Pallast ermordet gefunden, und Karl sogleich von einigen, die Augenzeugen gewesen seyn wollten, als Mörder angeklagt worden. Der Unglückliche hatte keine Zeugen, und wurde

des Todes schuldig befunden. Er kannte die harten, unwiderruflichen Gesetze der Venetianer, und die Hoffnung des Lebens fing an vor ihm zu verschwinden. — Ich würde etwas unmögliches wagen, wenn ich es wagen wollte, seine Lage in diesen schrecklichen Augenblicken zu schildern. Zwar hatte er nie das Leben sklavisch geliebt; aber als ein berüchtigter Mörder zu sterben, ungewiß über das Schicksal seines Vaters, und seiner unglücklichen, der Schande Preis gegebenen Schwester, und unbeweint von seinen Lieben und Bekannten, o, wie mußte das eine Seele ängstigen, wie Karl's Seele! —

Der traurige Tag, wo er in der Versammlung des großen Gerichts sein Todesurtheil hören sollte, brach an. Er hatte gekämpft sieben schreckliche Tage, und eben so viel noch schrecklichere Nächte, und war ruhig. Er ging vor's Gericht, zwar als ein Missethäter gekleidet, in Ketten; aber Würde

und Standhaftigkeit eines Mannes, der keine Schandthat kennt, und den Tod verachtet, stralte von seiner Stirn und in jedem seiner Blicke in die Versammlung hin, daß die Herrn des Raths, und selbst der Doge, staunte. Die Punkte der Anklage seiner Feinde wurden ihm vorgelesen; die meisten (wie z. B. daß er an gedachtem Morgen erst sehr früh nach Hause gekommen) trafen zufälligerweise ein, und er beantwortete sie, zu aller Erstaunen, mit einem ganz kalten: „Ja!“ bis auf den Mord selbst, wider den er freilich keine andere Vertheidigung hatte, als ein eben so kaltes „Nein!“ — — Der Sprecher erhob also bereits seine Stimme, ihm das Todesurtheil zu sprechen, als sich plötzlich ein Geräusch unter dem Volke erhob, und ein Mann von fürchterlichem Ansehen, in einem rothen Mantel gehüllt, hervor trat. Jedermann wunderte sich über die Verwegenheit dieses Menschen,

und horchte begierig auf sein Anbringen. — „Was willst Du?“ fragte der Oberrichter. — „Gerechtigkeit!“ rief er, im fürchterlichen Basse, daß der Saal zitterte, und stierte mit trotzigen, wilden Augen in die Versammlung hin. „Und wer bist Du!“ fragte der Oberrichter wieder. — „Ein Bandit!“ sagte er ganz gelassen, und schlug seinen Mantel auf. Schreckliches Mordgeräthe blitzte unter demselben hervor, und er gab's mit einer wilden Großmuth den Dienern. Es waren einige Dolche, geladene Pistolen, und ein Säbel. —

Eine große Stille herrschte in der Versammlung. „So bin ich entwaffnet“ fuhr der Bandit fort, „bin in eurer Gewalt, und nun hört mich: dieser Herr da ist unschuldig; ich habe den Prinzen gemordet!“ — Alle staunten, und am meisten Karl. „Aber doch gedungen von diesem?“ fragte der Richter. — „Falsch gerathen, Herr!“

rief der Bandit, „bei meiner Ehre, grundfalsch! Oder glaubt ihr, daß ein Bandit nicht anders als um Geld morden könne? Er schenkte mir vor einem halben Jahre in Deutschland, im sogenannten Thüringerwalde, das Leben, da er mich in seiner Gewalt hatte *). Ich versprach ihm dankbar zu seyn, und Gott verdamme mich! ich hab's ehrlich gehalten. Denn sehen Sie nur, am verwichenen Lorenzoabende, da der Mord ge-

*) Als Karl nemlich mit seinem Prinzen durch diesen Wald reisete, fiel er sie an, wurde aber durch ihre tapfere Gegenwehr bald übermannt. — Er erzählte kürzlich seine unglückliche Geschichte, (die ich vielleicht meinen Lesern in einem der folgenden Bändchen, oder besonders, erzählen will, da sie viel Interessantes hat, und einen großen Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens liefern kann). Sie hatten Mitleid mit ihm, schenkten ihm Leben, Freiheit und Geld, da er einen redlichen Nahrungszweig zu ergreifen versicherte. — Man denke sich also Karl's Verwunderung bei dieser unerwarteten, überraschenden Erscheinung! — —

schah, ließ mich ein Deutscher, Ludwig von Meythal, den ich sehr gut kannte, rufen, und bot mir zehn Zechinen, dem Prinz von B. aus dem Lande der Lebendigen zu helfen, indem er alsdann diesen Mord, zur Befriedigung seiner Rachsucht, auf seinen Secretär, dessen Statur und Kleidung er mir beschrieb, zu bringen suchen würde. Ich erkundigte mich näher nach diesen Menschen, und erfuhr aus allen Umständen, daß es der nemliche sey, dem ich mein Leben zu danken hatte. Lange warf ich die lumpigen zehn Zechinen in der Hand herum, und überlegte es. Hum! dacht ich endlich, thust Du es nicht, so findet er tausend deinesgleichen, die es allenfalls um's halbe Geld thun. Ich resolvirte mich also kurz, nahm's Gewisse vor's Ungewisse, und stach ihn nieder. — Kaum aber erfuhr ich, daß es wirklich dem bübischen Meythal gelungen sey, seine Rache in der Gefangennehmung

und Hinrichtung dieses edlen Mannes erfüllt zu sehen, als ich nicht länger anstand, ihn durch meine eigene Anklage vom ungerechten Tode zu befreien, und so, meines Versprechens mich quitt zu machen." —

So schloß der Bandit mit einem wilden Lächeln, und erwartete trotzig das Urtheil der Richter. Karl wurde gefragt, und seine Aussage, wie sie einander kennen gelernt, traf auf's genaueste mit der Aussage des Banditen überein. Er wurde also vor unschuldig erklärt, und jener auf der Stelle zum Tode verurtheilt *) — „Noch eins, meine Herren!" rief der Bandit, da man ihn eben wegführen wollte, und wendete sich zu Karln. Lange sah er ihn starr an: „Leben Sie wohl!" sagte er dann, und drückte

*) Auf welche Art dieser Mann — der ehedem eine der wichtigsten Rollen an einem deutschen Hofe gespielt hatte — in der Folge dennoch glücklich der Haft seiner Richter entkam, wird in dessen Geschichte nachgetragen werden.

ihm die Hand, „wenn wir uns hier nicht wiedersehen sollten, und behalten Sie mich in gutem Andenken; Sie sind frei. — Und daß ihr ihn ja sogleich frei laßt! — fuhr er fort, — und kehrte sich nach den Stühlen der Senatoren, das rath ich euch als Freund; denn es ist schon alles abgekartet und verschworen unter meinen Kameraden, wenn die ihn nicht sogleich auf freiem Fuße sehen, Gott verdamme mich! so betritt keiner wieder die Schwelle dieses Hauses. — „Addio!“ — Mit diesen Worten kehrte er sich trotzig wieder um, und ging mit den Dienern der Gerechtigkeit zur Thüre hinaus. —

Voll Staunen über die Gelassenheit, stolzen Muth, und überhaupt über das ganze Betragen dieses unergründlichen Menschen, saßen die Senatoren lange, und sahen einander an; aber Karl erhielt noch in der Stunde, auf ausdrücklichem Befehl des Do-

gen, alles was er gehabt zurück, und war so frei, wie es ihm der Bandit zugesagt hatte. Nun weilte er aber auch keinen Augenblick länger, zu seinem Vater zu eilen, und dann Rache an dem doppelt schändlichen Ludwig zu nehmen, und mit Anbruch des folgenden Morgen verließ er das stolze Venedig.

Mit Windesschnelle eilte er nun vorwärts, und in kurzer Zeit sah er das stille Dörfchen seines Vaters von einer Anhöhe schimmern. Aber je näher er kam, je stürmischer hob sich sein ängstlicher Busen, von bangen, schaudervollen Ahndungen ergriffen. — Jetzt hörte er dumpfes Hallen der Sterbeglocken, und sah einen schwarzen Leichenzug, langsam und feierlich den Gottesacker — der auf einem kleinen Hügel lag — hinauf wallen. Er versuchte die letzten Kräfte seines ermüdeten Gaules, und gelangte eben an, als die Träger an der Gruft waren,

standen, sich ihrer Last entledigten, und, nach dortiger Landesgewohnheit, den Deckel des Sarges noch einmal öffneten. Karl stierte die Leiche an, und sank dann, mit einem lauten Schrei, in die Arme eines neben ihm Stehenden. — Es war — sein Vater. — — Sein Körper hatte den Kummer nicht länger tragen können, das Mährchen seiner Gegend zu seyn, noch die unaussprechlichen Leiden seiner einzigen Tochter, und drückten ihn endlich ganz zu Boden, als er das traurige Schicksal seines Karls, auf dem noch seine ganze Hoffnung stand, erfuhr. —

Karl hatte sich unterdeß wieder erholt, sah von nun an der ganzen Beisetzung mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit zu — und eilte dann, in einem wahnsinnigen Zustande, zu seiner Schwester. — Aber, welch ein neuer empörender Anblick! —

Schluchzen, und wehmüthige, jammernde, verweinte Blicke der Hausleute begleiteten ihn die Treppe hinauf, und wie er in's Zimmer trat, duftete ihm schon ein Todtengeruch entgegen. — Ein Bedienter stand, selbst einer Leiche nicht unähnlich, an Elisens Bette, bei Eröffnung der Thüre sah er sich mürrisch um, daß jemand sie störe, weil sie zu schlummern schien, da erkannte er Karln. — „Herr Jesus, Herr Karl!" rief er, und bei diesem Rufe war auch Elise wie vom Tode erwacht. Karl flog auf sie zu. Mit der seeligsten Ruhe in ihrem brechenden Auge, wollte sie ihren Arm nach ihm aufheben, aber sie vermochte es nicht." — „Elise!" rief er, „Gott, Elise, wie muß ich Dich wieder sehen!" — — Sie schwieg, und schien trauriger. Einige abgebrochene Worte, aus dem Zusammenhange ihres Unglücks, sprach sie dann, mit mehr gelassenem als klagendem Tone; weil er aber merkte, daß ihr die

Sprache schwer fiel, und ihr überhaupt durch diese traurige Erinnerung diese Stunden nicht noch schwerer machen mochte, so bat er sie ruhig zu seyn. Schweigend lag sie einige Augenblicke in seinem Arm, erinnerte ihn dann, seine Reisekleider abzulegen, oder wenigstens einige Erfrischungen zu sich zu nehmen; und er fing schon an Hoffnung zu schöpfen. — Auf einmal fuhr sie heftig auf, sah ihn starr an, und schlug, wie es schien, mit der letzten gesammleten Kraft ihres zerstörten Körpers, ihren Arm um seinen Hals, und er schien aus einer Bewußtlosigkeit zu erwachen, als er nach einigen Minuten fühlte, daß — ihre Lippen kalt waren. — „Ha, Gerechter! das ist zu viel, an einem Tage zwei Leichen; — aber bei Gott schwör ich's, und bei diesen kalten Lippen" rief er mit fürchterlich ernstem Blick, „kein Mensch, kein Engel und kein Teufel soll mich nun länger zurückhalten eine Rache zu nehmen,

vor der jeder mit Beben zurückschaudern soll." — Er ließ sogleich seinen Verwalter rufen, übertrug diesem die Aufsicht während seiner Abwesenheit über das Gut, und die Besorgung des Begräbnisses seiner Schwester, ließ sein Pferd satteln, und sprengte nun mit jenem schrecklichen Gedanken: „Rache!" in die Welt hinein. —

Ein großes Stück Weges war er schon durchkreutzet, in manchem Lande kein Winkel undurchsucht geblieben, und noch immer hatte er den Gegenstand seiner Rachsucht nicht getroffen, nirgends eine Spur von ihm ausfindig machen können; — als er endlich eines Abends in dem Bade zu * * * anlangte, wo er vor einigen Jahren mit seinem Prinzen einige Zeit über sich aufgehalten hatte. Eben erschallte bei seiner Ankunft der große Saal von Trompeten- und Paukenklang, und er entschloß sich endlich auch unter die Zahl der Fremden und Einheimi-

schen, die sich hier zur geselligen Freude einzufinden pflegten, zu mischen, nichts weniger als mit dem Gedanken beschäftiget, das Opfer seiner Rache hier zu finden, sondern bloß um sich daselbst, unter der Erinnerung an seine weiland glücklichen Tage, die er hier gelebt, zu zerstreuen.

Bei seinem Eintritt durchlief er, nach seiner Gewohnheit, mit einem flüchtigen Blick die ganze Versammlung, und sah, was er nicht gehofft hier zu sehen, sah den Schändlichen, an der Hand einer reizenden Italienerin, an der Spitze einer Schaar Fröhlichen stehen, um sie zum Tanz anzuführen, und seine Seele sich ganz in dem Wonnegedanken verlieren, alle Blicke dieses Haufens durch die Zauberkraft seiner Schmetterlingsreitze auf sich zu sammlen, wie das Linsenglas die Stralen des Lichts, sah dieses alles mit einem Entsetzen, und nur eine Seele, wie die Seele eines Karls, war fä-

hig, so weit an sich zu halten, daß er nicht sogleich auf ihn zulief und ihn würgte. — Nein; — aber sein Entschluß war auch in diesem Augenblicke schon unwiederruflich gefaßt. —

Indessen ahndete Ludwig nichts weniger als eine so schnelle Entscheidung seines Schicksals, dachte vielleicht in eben diesem Augenblicke mit keinem Gedanken an jene unglückliche, durch ihn zerstörte Familie, als ihn sein Reutknecht auf die Seite rief, und einen Brief einhändigte, den alleweile ein verkappter Kerl, der ihm sehr verdächtig vorgekommen wäre, mit dem ausdrücklichen Befehl, sogleich zu bestellen, abgegeben habe. Ludwig nahm den Brief, stellte sich in ein Fenster, erbrach ihn, und las.

Mein Herr!

Wenn Sie noch einen Funken Ehre im Leibe haben, so kommen Sie sogleich,

nach Empfang dieses, in das angrenzende Wäldchen. Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen, deren Art und Weise Sie selbst nach Belieben ordnen können. Aber kommen Sie bald, ehe sich der Mond hinter jene finstern Wolken verkriecht! Mein Aufenthalt ist kurz, aber wichtig. Kommen Sie nicht? gut, so komme ich; und dann möchte Ihnen ohne Zweifel meine Gegenwart noch unangenehmer seyn als der Besuch, auf den ich Sie sich zu mir heraus zu bemühen bitte. In Hoffnung, daß Sie noch nicht so ganz Schurke seyn werden, erwartet Sie mit Ungeduld

Ihr

Todfeind

dessen Namen Sie hören
und zittern werden.

Ludwig las, und staunte. Was sollte er thun? Aengstlich und immer ängstlicher wurde es ihm um's Herz, wenn er an Karln dachte; aber dieser war ja in Venedig zum Tode verurtheilt worden, dachte er wieder, und so stand er lange, unentschlossen und kämpfend mit sich selbst, einer Bildsäule gleich, noch auf der nemlichen Stelle, wo er den Brief erbrochen hatte, als sein uns bekannter Freund Moriz auf ihn zukam, und aus seiner Sinnlosigkeit weckte. „Da lies, Bruder!“ sagte er, und theilte ihm seine Muthmaßungen mit. „Narr!“ rief dieser, der in diesem Punkte nichts weniger als feigherzig war, „ich begleite Dich; vielleicht ist's noch zu vermitteln. Laß mich nur machen.“ — Er befahl sogleich zu satteln, und die Pferde hinter den Garten zu führen. Dann saßen sie auf, und ritten mit der größten Ungeduld nach dem Wäldchen, das kaum eine halbe Stunde entfernt war. Ludwig mußte etwas

zurückbleiben. Ein Unbekannter — wer erräth in ihm nicht den unglücklichen Karl? — kam ihm gleich am Eingange, mit dem blossen Degen unter dem Arme entgegen. — „Bist Du der, der eben ein Billet an Ludwig von Meythal geschickt hat?" rief ihm Moriz entgegen; „Bist Du's, so gieb Red' und Antwort." — Lange betrachtete ihn Karl stillschweigend: „ich bin's" sprach er endlich, mit unerschrockenem Blick und Stimme, „aber Du bist nicht der, den ich sprechen muß!"

Moriz. (eben so unerschrocken) Das weiß ich, aber Du hast's mit keinem Knaben zu thun. Wissen will ich Deinen Namen, und was Dich hierher treibt in diesem Tone mit meinem Freunde zu sprechen. Das will ich wissen, und fürchterliche Rechenschaft von Dir fordern.

Karl. (mit zitternder Stimme) Meinen Namen darfst Du nicht hören, vielweniger

das, was mich hierher treibt. — Glühte noch ein Funken Ehre und Gefühl für Rechtschaffenheit in Deinem Busen, Blut würde dann fließen müssen von Deinen Händen, und das würde Dich elend machen, da Du sein Freund bist.

Moriz. Wunderbar, Unbekannter! Wunderbar! Mein Herz ist kalt wie Eis, und doch steht mir's Haar zu Berge bei diesen Worten. Bei Gott, Du mußt mir sagen wer Du bist! —

Karl. Ich kann's nicht! Aber wenn Ehre und Menschengefühl in Deinem Busen klopft, so schaff mir ihn her, dem ich schrieb! — Ich mag seinen Namen nicht nennen. —

Moriz. Er hat heute Hochzeit. —

Karl. (knirschend) Desto besser! —

Moriz. Heute ihn stören zu lassen in seinem Glück wäre Unbesonnenheit von mir; er ist mein Freund!

Karl. (mit ringenden Händen) Wehe! Wehe! Wehe über Dich, wenn er Dein Freund ist.

Moriz. (steht einige Augenblicke durch diesen Ausruf in Bestürzung gesetzt, stillschweigend, und in Gedanken verloren da; bald aber sammlet er sich wieder) Ich will wissen, wer Du bist, und was Dich zu dieser Ausforderung bewog. Wo nicht — so ziehe Deinen Degen, oder —

Karl. (im gefaßten Tone) Ich scheue nicht diese glühenden Augen, nicht die Spitze Deines Degens; aber — (steckt seinen Degen ein) für Dich hab' ich keinen! — Hier ist meine Brust, durchstoß sie; denn entfernen kann ich mich nicht, ohne jenen, den ich so lange umsonst gesucht, hier gesprochen zu haben. —

Eiskalt lief's Morizen über die Haut; er dachte sich das Schrecklichste; und doch schien's ihm nicht schrecklich genug zur Quelle dieser Verzweiflung. Der zitternde, wehmüthige Ton in dem er sprach, hätte ihn bis zu Thränen erweichen können, wären nicht seine Sinne durch Ausschweifungen schon zu sehr abgestumpft gewesen; aber zu widerstehen

war er nicht mehr im Stande. — „Du sollst ihn haben" sagte er, und reichte Karln die Hand, „was er verschuldete komme über sein Haupt." —- Er ging nun einige Schritte zurück, und rufte Ludwigen. Mit innigster Wärme schüttelte ihm Karl für diesen Dienst die Hand. — „Meine Rache kennt keine Grenzen!" rief er, sprang auf, stierte mit funkelnden Augen Ludwigen an, stürzte dann wüthend auf ihn hin, und faßte ihn bei der Brust. „Ungeheuer" rief er, „lachendes, verfluchtes Ungeheuer, Meuchelmörder, Du hast meine Schwester verführt, meinen Vater gemordet!" —- — Mit diesen Worten drehte er ihn, dessen Gewissen ihn außer Stand setzte sich zu widersetzen, wüthend beim Haar im Kreise herum, riß ihn nieder, und stieß ihm, ehe es Moriz verhindern konnte, den Degen in die Brust, schwang sich dann auf's Pferd, und sprengte im vollen Jagen davon.

Die
Trauung auf dem Sterbebette.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Moriz von Wallberg war der Sohn eines hipochondrischen Vaters, und einer stillen, eigensinnigen Mutter. Aber er war weder still, noch zur Mislaune geneigt. Gesundheit und wildes Feuer blitzte aus seinen Augen; er schien zum Soldaten oder Jäger geboren, denn schon in seinem zwölften Jahre kannte er die Kräfte der Pferde und Jagdhunde. Die Stiefeln kamen nicht von seinen Füßen, und die dickste Haide war immer sein liebster Aufenthalt. — Sein Vater liebte die Jagd nicht, und seine Reviere waren daher in sehr mittelmäßigen Umständen; kaum aber fand Moriz Geschmack daran, so kam alles in bessere Ordnung. Er lernte die waidmännischen Ausdrücke, und

machte Freundschaft mit den Jägern seines Vaters, die ihn mit dem Gewehr, und andern dazu gehörigen Dingen, bekannt machen mußten. Bald ward er mit allen vortheilhaften Plätzen im Walde bekannt, und die Walddiebe fürchteten ihn wie ein verführendes Irrlicht; denn wenn er welche auf der Spur hatte, so that er, als ob er sie nicht bemerkte, eilte dann seitwärts in die Hecken, und wenn sie am eifrigsten waren, hatten sie auf einmal den Schrot in den Beinen.

Seine Aeltern waren weder zufrieden noch unzufrieden mit dieser Lebensart, wußten oft nicht, ob sie ihn tadeln oder loben sollten. Denn so ein großer Waghals er auch war, so ließ er doch stets viel Vorsicht blicken, und sein Muth beschämte manchen Erwachsenen. Sein Hofmeister war der Prediger des Dorfes, welches Lautenthal hieß. Man kann leicht einsehen, daß solch

eine Aufsicht für ihn wenig oder gar keine Aufsicht war. Denn obgleich der gute Mann so oft als möglich um ihn war, so gab's doch weit mehr Augenblicke der Freiheit, als wenn er einen Aufseher gehabt hätte, der in keinem Amte stand.

So verging ein Tag nach dem andern, und Moriz wuchs mit Gewalt heran, denn, so viel Strapazen auch mit der Jagd verknüpft sind, so ist doch nichts fähiger als sie, dem Körper die dauerhafteste Gesundheit zu geben. — Er war jetzt siebenzehn Jahr, und ein Jüngling, den man nicht ansehen konnte, ohne ihm gut zu seyn. Sein Wuchs war lang, schlank und voll, sein Auge schwarz und feurig, die Wange hatte ein regelmäßiges Grübchen, Stirn und Brust war hochgewölbt, und sein Haar, das er schlechterdings in keine Frisur zwingen ließ, floß in krausen Locken, gleich dunklen Wellen auf seinen Schultern umher. Er sprach

schnell und voll Ausdruck; sein Betragen war offen und ungekünstelt.

Unter den Mädchen die bei seiner Schwester, Wilhelmine, aus und eingingen, befand sich auch Emilie, die Tochter eines alten Rittmeisters, dessen Gut ohngefähr eine Viertelstunde von Lauthenthal lag, die schon lange ein Auge auf unsern Moriz geworfen hatte. Allein die Kaltblütigkeit und das zurückscheuchende Betragen, das dieser sowohl gegen alle Frauenzimmer überhaupt, als auch gegen sie bewieß, würde gewiß alle Zuneigung vertrieben haben, wenn nicht sein Bild schon zu tief in ihrem jugendlichen Herzen eingeprägt gewesen wäre, und sie nun alle, dem andern Geschlechte zu Theil gewordene Mittel, ein männliches Herz zu bestürmen und zu erobern, aufgeboten hätte. — Damit sich aber meine Leser nicht etwa einen falschen Begriff von ihrem Charakter machen, so will ich sie etwas genauer schil-

dern. Emilie war lang und voll, freundlich, blauäugig, und blond gelockt, ihre Stirne frei und offen, ihr Busen gewölbt. Ihre Seele war sanft, aber auch feurig, und sie gab an Wildheit, die weibliche Sittsamkeit abgerechnet, Morizen wenig nach. Jedem blickte sie mit unerschrockener Miene in's Auge, und erröthete nur dann, wenn sie gefehlt zu haben glaubte. Sie setzte sich über alle Vorurtheile hinweg, that was ihr beliebte, ohne Pflicht und Wohlstand jedoch zu verletzen, kleidete sich, wie es ihr gefiel, und nicht jederzeit wie es Mode war; lebte sorgenfrei, lachte mit den Fröhlichen, und weinte mit den Traurigen. Hatte sie ja ein Steckenpferd, so war es ein wenig Eitelkeit, die vielleicht irgend ein Fehler der Erziehung in ihre Seele gepflanzt hatte. — Nur die Liebe fehlte noch, um allen ihren Charakterzügen eine bestimmte Richtung zu geben; und diese Empfindung schlich sich be-

reits aus ihrer Seele durch alle Nerven. Sie brachte Jagdsachen, Wild, Hunde, Jäger, u. s. w., auf ihre Stickereien, sang Jagdlieder, und der Wald ward ihr Liebling. Sah sie einen Jäger von weitem, so war es Moriz, und kam er ihr näher, und sie fand sich getäuscht, so mußte er doch wenigstens etwas ähnliches von ihm haben. Ein grünes Amazonenkleid ward ihr Lieblingsanzug, und dessen ohnerachtet merkte Moriz dieses alles nicht, weil er überhaupt das weibliche Geschlecht floh, blieb taub und blind gegen alle Lockung zur Zärtlichkeit.

Aber der Zeitpunkt war gekommen, wo Liebe seinem Charakter eine andere Richtung geben sollte. —

— Einst, an einem heißen Sommertage, befand sich Moriz auf der Jagd, irrte im ganzen Forste umher, allein alles scheute die Hitze, und er hoffte umsonst, etwas zu erlauren.

Ermüdung und Hitze nöthigten ihn endlich zur Rückkehr, und er beschloß, einen kürzeren Weg, nahe bei Lilienburg, dem Landsitze von Emiliens Vater, zu nehmen. — Allein in welche angenehme Ueberraschung ward er versetzt, als er schon in der Ferne ein schlafendes Frauenzimmer, welches er bald für die vertrauteste Freundin seiner Schwester erkannte, erblickte! Er ging, wiewohl furchtsam, näher, und ganz wider seine sonstige Gewohnheit und Neigung, blieben seine Augen an der kleinen runden Hand, und an dem niedlichen Fuße haften, und verschlangen mit gierigen Blicken den nur dünne verschleierten Busen. So stand er lange Zeit, auf die Flinte gelehnt, und ärgerlich auf sich selbst, daß er nicht wegkommen konnte, bis es ihm endlich ganz warm um's Herz ward, und er das, was er vorher bewunderte, jetzt gern zu sehen anfing. Deutlich genug zeigte es sich auf seinem

Gesicht, daß die zärtlichen Gefühle seinem Herzen nicht fehlten, sondern bisher nur tief verschlossen gewesen waren, und daß er dem Augenblicke nahe sey, ganz ungestimmt zu werden, wenigstens das schwärmerische Gefühl der Jagd nicht mehr feineren und edleren Empfindungen vorzuziehen.

Unterdeß erwachte, durch irgend ein Geräusch, Emilie aus ihrem sanften Schlummer, und Moriz hätte vor Schreck zur Bildsäule werden mögen, als sie die Augen aufschlug, und, sobald sie ihn gewahr wurde, erschrocken aufsprang. „Ei, ei, mein lieber Herr von Wallberg!“ sagte sie erröthend, doch in keinem beleidigenden Tone, „das hätte ich nicht von Ihnen gedacht!“ — — In aller Unschuld und Bestürzung küßte ihr Moriz die Hand. Seine Wange glühte, sein Herz klopfte laut, seine Augen blickten schüchtern zur Erde, dann wieder auf Emilien, und er suchte umsonst Worte, ihr seine

auflodernde Liebe zu erkennen zu geben. — Zum erstenmal befand er sich mit ihr allein und ohne Zeugen. Alles war zur Liebe einladend, was sie um sich her erblickten und hörten, die Natur ward schöner, sanfter und kühler der Hauch blumenduftender Lüfte, und singende Chöre von Vögeln schwebten über sie dahin. Wie war es anders möglich, als daß die gegenseitige Neigung jetzt mit jedem Augenblicke wuchs. Mit glühender Wange sank Moriz auf Emiliens Schulter; sie strich ihm die herabfallenden Locken zärtlich hinter den Nacken, und — der erste Kuß der Liebe schallte durch die Luft, und war die Losung zu der großen Veränderung, die mit diesem Tage in seinem Herzen vorging. —

Es würde ermüdend, und meinem Zwecke entgegen seyn, wenn ich weitläuftig auseinander setzen wollte, wie nach und nach unsre Liebenden sich Unzertrennlichkeit schwuren.

Es nahm alles seinen gewöhnlichen Gang, und in einigen Wochen konnte schon kein's mehr ohne das andre leben. Emilie kam zu Wilhelminen — die Moriz nach seiner gewöhnlichen Offenheit, zur Vertrautin seiner Liebe gemacht hatte — oder die zwei Geschwister gingen nach Lilienburg, oder sie sahen sich im Walde, mit und ohne Gesellschaft der Schwester. Das trauliche Kleeblatt lebte nur sich, ganz unbekümmert um die übrige Welt, wurde fast fremd gegen ihre ehemaligen Gespielen, und Lautenthals Holzungen geriethen wieder in einige Unordnung, da Moriz nach und nach allen Geschmack an der Jagd verlor. — So oft es indeß auch geschah, daß die Liebenden stundenlang allein waren, so wachte doch die Vorsicht über ihre Unschuld, und sie begnügten sich mit einem zärtlichen Kuß und einer feurigen Umarmung. Moriz blieb immer etwas blöde, weil er die Dreistigkeit der

großen Welt noch nicht gelernt hatte, und Emilie war zu vorsichtig, ihm mehr als Kuß und Umarmung zu erlauben. —

Aber jetzt brach der Winter herein, die Gelegenheit sich allein zu sprechen, wurde seltener, und man sahe sich genöthiget, die Zeit größtentheils im Zimmer zuzubringen. Hier waren nun die Aeltern von beiden Seiten meist gegenwärtig, und ihrem wachsamen Auge konnte daher die genaue Bekanntschaft der beiden jungen Leute nicht lange verborgen bleiben. — Morizens Aeltern hatten zwar nichts dagegen, aber Emiliens Aeltern sahen es mit verdrüßlichen Seitenblicken. Ihr Vater war ein sehr reicher, aber dabei, wie gewöhnlich, sehr geiziger Mann, und daher nicht im mindesten Willens, seine Tochter jemals mit Morizen verheirathen zu lassen, dessen Vater weiter nichts, als die wegen seiner gehabten Bedienung ihm vom Könige bewilligte Pen-

sion, und ein größtentheils verschuldetes Gut besaß. Er verbot daher Emilien, künftig nach Lautenthal zu gehen, und wenn Moriz und Wilhelmine ja bisweilen zum Besuch kamen, so begegnete man ihnen kalt, auch wohl gar verächtlich, und nöthigte sie nie zum Wiederkommen. Dieses unerwartete Betragen mußte dem guten Moriz schon in so fern empfindlich seyn, da Emiliens Aeltern schon seit langen Jahren mit den seinigen stets den vertraulichsten Umgang gepflogen hatten, und jederzeit von ihnen mit der liebreichsten Begegnung und der zuvorkommendsten Freundschaft aufgenommen worden waren. — Indessen konnte natürlich dem alten Wallberg dieses Verbot und die Aenderung des Rittmeisters in seinem Betragen gegen ihn nicht lange verborgen bleiben, und er brach von nun an allen vertrauten Umgang mit ihm ab. — Von dieser Zeit sollten die Leiden der Liebenden ihren

Anfang nehmen. Aber wenn war wohl je eine edle, reine Liebe ohne Leiden, die nur Tugend und Rechtschaffenheit zu besiegen fähig ist? — Morizens Vater beschloß in diesem Augenblick an einem Plane zu arbeiten, der die Entfernung seines Sohnes aus den hiesigen Gegenden, und die Art seiner künftigen Bestimmung zur Absicht haben sollte.

Er fing es folgendermaßen an:

Moriz hatte einen alten Grosoncle, der General war, und in der Residenz stand; an diesen schrieb der alte Wallberg, meldete ihm, daß sein Sohn herangewachsen sey, und er ihn einige Zeit Dienste nehmen lassen wolle. Dies war für den alten braven Mann, der im Dienste des Vaterlandes grau geworden war, eine sehr angenehme Nachricht. Er beschloß sogleich, seinem Neveu eine in seinem Regiment eben ledig gewordene Fähndrichsstelle zu verschaffen. Es

war ihm leicht, dieses durchzusetzen, und Moriz war bereits einrangiret, ehe er nur daran dachte, daß er je Soldat werden wolle. Er schickte dem alten Wallberg sogleich das Patent, und dieser, der seinem Sohn nicht sagte, daß er darum geschrieben hatte, rief ihn zu sich, und gab's ihm, mit der Versicherung, daß es eine Gnadenbezeugung von seinem Oncle wäre. „Ich verliere Dich zwar ungern aus meinem Hause" setzte er hinzu, „aber wir können den Oncle nicht vor dem Kopf stoßen, da er bei Hofe in so großem Ansehen steht. Auch glaube ich wirst Du auf diesem Wege Deinen Ehrgeiz befriedigen können, und also um so weniger etwas gegen diesen Antrag einzuwenden haben." —

Moriz stand wie vom Donner gerührt; die Nachricht kam ihm äußerst unerwartet, sie betäubte alle seine Besinnungskraft, und seine Gegenvorstellungen hatten mithin we-

nig Gewicht. — Er müßte indeß nicht Moriz gewesen seyn, wenn er nicht gemerkt hätte, daß die Sache vom Vater angestellt sey. Inzwischen sah er mit kälterem Blute besser, daß hier weiter nicht viel Umstände zu machen seyn würden, und er mußte sich schon in sein Schicksal finden lehren. Zwar hatte er auch im Grunde keine Abneigung gegen den Soldatenstand selbst, nur die Liebe machte ihm jetzt diesen Schritt schwer. Doch, er besiegte sein Herz, und beschloß, seinem Vater ohne weitere Umstände zu gehorchen. — Allein dazu fühlte er sich zu schwach, Emilien die Sache mündlich zu entdecken, und nahm sich vor in einem Briefe sein geängstetes Herz auszuschütten.

Einzige meines Herzens!

Du wirst voll Ungeduld, unserer Verabredung gemäß, auf Deinen Moriz gewartet haben. — Ach, ich sehe Dich,

gute Seele! unruhig im düstern Eichenhaine umherwandeln, wie Du Dich nach allen Seiten umsiehest, wie jedes Blättergeräusch Dich hintergeht. Vergieb mir, Liebe! eine kleine Unpäßlichkeit, die vielleicht von Mislaune, oder von irgend einer Unachtsamkeit herrührt, hielt mich ab. Du darfst nicht bange seyn; es wird bald vorübergehen. Sollt' ich Dich auch Morgen nicht wiedersehen, so geschieht es doch gewiß übermorgen. Sey indessen gelassen. Ich will mich zur Entschädigung schriftlich mit Dir unterhalten, damit wir doch wenigstens einen kleinen Ersatz haben. Aber erwarte diesmal nicht freudige Gedanken voll blühender Hoffnungen. Meine Seele ist heute trübe, ich bin mehr zur Trauer, zur bangen Wehmuth gestimmt; o, laß mich meine Schwermuth in Deinem Busen ausschütten! — Immer noch dünk-

ten wir uns glücklich, die grausame, unerbittliche Härte Deines Vaters schien uns weniger fühlbar, da wir uns doch noch dann und wann eine Stunde verstohlen sehen, und in dieser den heiligen Schwur einer ewigen unzertrennlichen Liebe wiederholen konnten. Aber auch das kann in Zukunft nicht mehr geschehen. — — Zitterst Du vor den Gedanken? — Nein; Dein Herz sey stark! weine nicht; fasse Dich; ich muß — hinweg aus dieser Gegend! — — Gott! es ist heraus, was mir den Busen sprengen wollte, und ich fühle mich jetzt um vieles erleichtert, da ich es niedergeschrieben habe. — Aber — wie wird Deine Hand erstarren, und das Blatt sinken lassen! — Wie wird Dein Herz klopfen, Deine unschuldsvolle Wange glühend roth werden, und Dein Knie zittern? — Thränen sehe ich aus Dei-

nem Auge hervorbrechen, nach der ersten Betäubung des Schmerzes; o, daß ich sie Dir hinwegküssen könnte! — Doch ich fühle mich zu schwach, Dir mündlich diese schreckliche Nachricht mittheilen zu können, und eben die Feder, die Dich so oft zur traulichsten Zusammenkunft rief *), eben diese verkündet Dir jetzt — Trennung. — Trennung; aber nicht ewige, vielleicht auch nicht lange. Nicht lange? O, wie man doch immer so leicht hofft was man wünscht! Ja, sie kann lange dauren diese bittre Trennung, wenigstens jahrelang. — Ach, ich sollte Dich trösten, und bin selbst trostlos! Trostlos? Ich, ein Mann? Nein, ich bin nur um Deinetwillen traurig, und betrete muthig die Bahn

*) Moriz hatte nemlich eine alte Gärtnerin bestochen, welche die Briefe ab und zutrug. —

der Pflicht und der Ehre. Aber Du, nun so einsam in Deinem Dörfgen, so verlassen, so sehnsuchtsvoll; wie kann ich dies denken ohne die bitterste Wehmuth? —

Noch weißt Du meine Bestimmung nicht; ich bin Soldat, werde dem Fürsten und dem Vaterlande dienen, und, verläßt der Friede die Erde, für meine Brüder und Schwestern, und auch für Dich kämpfen! — — Sollte nicht bei diesem großen Gedanken Dein Herz ruhiger schlagen, und das Geschick minder der Grausamkeit beschuldigen? — Mein Großoncle, der General, hat mich zum Fähndrich gemacht, und denkt mir einen Gefallen damit zu thun. Aber, kennte er Dich, kennte er Dein Herz, Deine Liebe zu mir; warlich, er würde sein Wort zurücknehmen, und uns die stille, ländliche Einsamkeit gönnen. Doch

das alles mußte so kommen, denn wie kann man ein bloßes blindes Ohngefähr glauben? Nein; ein großer Schöpfer, ein weiser Regierer und Erhalter ordnete von Ewigkeit her die große Kette der Wesen. Bei diesem Gedanken laß uns stehen bleiben, er allein ist's, der uns trösten kann.

In acht Tagen gehe ich zum Regimente ab, bis dahin soll uns jeder Tag vereinen. Jetzt lebe wohl! Nicht übermorgen erst, nein, morgen mit dem frühesten wollen wir uns im Eichenhaine sehen und sprechen; ich will mir Kraft sammlen Dich zu trösten, Dich voll Gelassenheit an mein treues Männerherz zu drücken. — Ach, bald wein' ich die bittere Zähre, die jetzt auf's Blatt hinfließt, auf Deinem bang emporschwellenden Busen.

Moriz.

Der edle Jüngling dachte groß genug, seiner Emilie zu verschweigen, daß er die Anspinnung des ganzen Vorfalls seinem Vater zuzuschreiben Ursache hatte. Er ließ es dabei bewenden, was man allgemein sagte, um das Herz des Mädchens nicht gegen seinen Vater aufzubringen. — Emilie empfing diesen Brief gegen Abend, als sie ganz allein im Garten war, und die Blumenbeete begoß. Eilig warf sie die Gießkanne hin, eilte nach einer Grotte, verschlang den Inhalt desselben, und — blieb gelassen! — So unwahrscheinlich dies auch vielen vorkommen wird, so bekannt ist es, daß in sehr vielen Fällen weibliche Standhaftigkeit der männlichen nicht nur nichts nachgiebt, sondern sie auch bisweilen sogar übertrifft. Dies war der Fall bei Emilien, deren erhabene Seele, auf das Bewußtseyn ihrer Unschuld gestützt, über jeden Sturm siegte. —

Um ihre Empfindungen lebhafter zu schildern, will ich ihre Antwort mittheilen.

Ewiggeliebter!

Die Kraft der Unschuld und der Treue hielt mich bei Deinem gestrigen Briefe aufrecht. O, eine verwundende, eine grausame Nachricht! — Aber, Dank dem Geber der Leiden und Freuden! ich habe ihre Schrecken besiegt. Mein Herz zittert nur, so lange es Furcht und Hoffnung vor sich sieht, aber bei unvermeidlichen Schicksalen bleibt es gelassen. — Folge Du, mein Moriz, dem Winke der Vorsehung ohne Murren, und laß mich getröstet zurück. Zwar werde ich weinen, aber ich bin Dein, — ewig Dein! Geh mit standhaftem Muthe, und vermehre die Zahl derer, die ihre Freuden dem Wohl des

Staates aufopfern. Süßer sind die Freuden der Ehe, durch Trennung und sanftem Schmerz der wohlthätigen Liebe erkauft; — stolzer drückt die Gattin den Mann von Verdienst ans liebeschlagende Herz! — — Und sollte auch einst die Fackel des Krieges entzündet werden; sollte Dich das Schicksal in die Schlacht rufen, o, mein Herz würde bluten; aber auch fester, heißer würde ich Dich, mit Blut und Staub bedeckt, in meinen Arm schließen, und Du solltest in meinem Schooße von der donnernden Schlacht ausruhen. — Doch, ich will Dich nicht trösten: ich weiß, daß Du stärker bist, als ich. Nur sagen will ich Dir, daß ich Dein werth zu seyn ringe, daß ich anhaltend nach dem großen Ziele strebe, dem Verhängniß nicht zu erliegen. — Immer wird zwar diese Seelenstimmung nicht gleich

bleiben, oft wird sich der Kummer in meinen Busen schleichen, oft wird die Thräne der Sehnsucht fließen, und nach Dir hinweinen; aber dann wird mir die Liebe neue Stärke geben, daß ich mit Ruhe an Dich denken kann. — Wäre nur schon der Abschied vorüber; für diesen zittert mein Herz am meisten. Moriz! Moriz! sey stark, sey ein Mann, tröste mich, wenn ich bei der letzten Umarmung trostlos bin, denn Du weißt, wieviel Du über mich vermagst. —

Diesen Brief gebe ich Dir selbst morgen früh an dem Orte, der so oft ein stiller Zeuge unsrer Zärtlichkeit war; vielleicht ist da mein Mund zu schwach, Dir die Fülle meines Herzens ganz zu sagen; darum lies diese Zeilen.

Emilie.

Am folgenden Morgen trafen sie sich. Ihre Unterhaltungen waren anfänglich ernst und traurig, und mit nassen Augen gab Emilie ihrem Geliebten den Brief; aber beruhigter schieden sie von einander. — Moriz hätte sehr wenig männlichen Muth besitzen müssen, wenn ihn dieser Brief nicht mächtig gestärkt hätte. So viel Standhaftigkeit, so viel Geistesstärke hatte er von seiner Emilie nicht erwartet. Sein Blut gerieth in Wallung, seine jugendliche Brust schwellte hoch auf, er ward stolzer und feuriger, träumte von Ruhm und Siegen, sprach dem Tode Hohn, und blickte hönischlächelnd auf die herab, die ihn von seiner Geliebten trennten.

Endlich kam der längst gefürchtete Tag, und mit dem Abend desselben der Augenblick des Abschieds im Eichenhaine. — Laßt mich diese letzten Empfindungen mit Stillschweigen übergehen, liebe Leser! ich fühle

mich zu unvermögend sie so zu schildern, als sie geschildert seyn wollen. — — Die Sonne sank, dunkler ward es im Haine, ein kühler Wind rauschte durch die traulichen Zweige, singend führten die Hirten ihre Heerden nach den friedlichen Ställen zurück, die Abendglocken summten von den umhergelegenen Kirchthürmen, erquickend stieg der Thau aus der Erde herauf, und die Nachtigall sah traurig vom Zweige, und stimmte in den Ton des klagenden Abschieds. — Lange hielten sich die beiden Liebenden umschlungen, bis es endlich dunkler ward, und der Mond hinter der Silberpappel heraufstieg. Noch einmal schwuren sie sich ewige Treue, dann schieden sie. — Jetzt waren sie sich aus dem Gesicht, riefen aber noch oft einander zu: „Moriz!“ — „Emilie!“ — daß selbst das Echo übertäubt ward. Aber endlich verschlang der Zwischenraum den zärtlichen Zuruf, und voll ungewohnter

Trauergefühle langten sie beide in ihren Wohnungen an. —

Der alte achtzigjährige General lachte herzlich vor Freude, da er in seinem Neveu, den er nun seit zwölf Jahren nicht gesehn hatte, einen so muntern Jüngling erblickte, und ward ihm schon vom ersten Augenblicke an gewogen. „Willkommen, mein Sohn!“ sprach er. „Nun, wenn Du Lust zum Soldaten hast, so bleib hier; ich denke, Du sollst brav werden. Aber, daß Du mir ja nicht etwa das Heimweh kriegst, sonst geh lieber gleich! — Nicht so schüchtern; komm näher. Brauchst Dich vor mir, vor der ganzen Welt, und vor'm Teufel nicht zu fürchten, wenn Du Soldat bist. Aber den da über uns, den fürchtet auch der Soldat, denn er ist unendlich mehr als der größeste Held. — Dein Arm ist nervigt; bist gewiß fleißig auf der Jagd gewesen? Brav! das hast Du gut gemacht. — Nun, was macht

Dein Vater, Deine Mutter? — — " Moriz konnte gar nicht zum Worte kommen, so sehr überhäufte ihn der gute Alte mit Fragen. — Endlich fing er auch an! „Kennst Du nicht den alten Rittmeister von Kronberg in Deiner Gegend? Sein Gut ist ja wohl nicht weit von eurem? Das war ein braver Officier in seinem Dienste. Ich bin mit ihm Rittmeister gewesen; wäre er bei den Soldaten geblieben, er wäre jetzt auch General. Aber die Frau stack ihm im Kopfe, und da machte er, daß er zu ihr auf's Land kam.

Moriz. (entfärbt sich) O ja, gnädiger Herr Oncle! ich kenne ihn sehr genau.

General. Hat er auch Kinder?

Moriz. Eine einzige Tochter.

General (lachend) Ha ha, und die kennst Du wohl auch genau. Nun, das geht mich nichts an. Hast Du Dich in sie verliebt, was bekümmere ich mich darum.

Thue was Du willst, nur sey brav in Deinem Dienst, daß ich Ehre mit Dir einlege; denn heutiges Tages wird nicht jeder Dorfjunker gleich Fähndrich. — —

Moriz. (ihm die Hand küssend) Ich verkenne Ihre Güte nicht, gnädiger Oncle! und werde mich ihrer würdig zu machen suchen.

General. Das hast Du gut gemacht. (ihm mit dem Finger drohend) Du denkst, das küzelt den Alten. Aber ihr jungen Herrchens versprecht immer viel, und haltet desto weniger. — Doch, ich will das nicht von Dir hoffen. — Auf heute schlafe wohl! —

Am folgenden Morgen ward Moriz dem Regimente vorgestellt, und trat seinen Dienst an.

Man kann leicht errathen, was seine Beschäftigung war, wenn er vom Dienste frei war. Er schrieb ganze Bogen voll an

Emilien, welches auch nöthig war, um den Schmerz der Trennung nicht im Busen zu verschließen. Auch sie lies es ihrer Seits nicht fehlen, und schrieb ihrem Lieblinge alles, was zu Hause vorging, und eine Menge schwärmerischer Hoffnungen in die Zukunft.

Morizens Bekanntschaften waren anfänglich sehr eingeschränkt. Er suchte auch dieselben nicht sehr zu erweitern, denn sein Briefwechsel mit Emilien war unterhaltend genug für ihn, seine leeren Stunden auszufüllen. Inzwischen konnte doch nicht alle und jede unterbleiben, da die Stadt groß, und die Vergnügungen sehr mannichfaltig waren. Oft forderte der Wohlstand von ihm, denselben beizuwohnen, und man sah den jungen, liebenswürdigen Officier überall gern; besonders blieb hier und da ein schmachtendes Mädchenauge an ihm hangen. Man gab ihm dies zu verstehen, man suchte ihn

zu locken, aber er blieb taub und blind, und war strafbar genug, so viel Huld des schönen Geschlechts zu verkennen. —

Ein Jahr hatte er bereits gedient, als sein Vater ihn auf's dringendste um einen Besuch bat, und dem General selbst darum schrieb. Man kann leicht achten, mit welchem freudigen Beben er sich auf's Pferd schwang, und den Gegenden, an denen sein Herz so ganz hing, entgegen eilte. — Der alte Wallberg hatte diesen festlichen Tag noch mehr verherrlichet, und alle die umliegenden Gutsbesitzer, von denen er auch natürlich Emiliens Vater nicht ausschließen konnte, nebst ihren Familien eingeladen. Wie überrascht war daher unser Held, als er absaß, und bei seinem Eintritt in dem Versammlungssaal seine Geliebte, zwar nicht prächtig, aber so geschmackvoll gekleidet sah, daß es schien, als ob sie sein Herz mit aller Macht der Liebe zu bestürmen gesonnen sey

Er flog ihr, sobald es der Anstand erlaubte, als einer alten Bekannten entgegen, faßte ihre Hand, und drückte sie heftig an seine glühenden Lippen. Mit der edelsten Freimüthigkeit gab sie ihm, ohnerachtet seines Oberrocks und schmuzigen Stiefeln, den merklichsten Vorzug vor allen Uebrigen, und er würde manches Naserümpfen und große Augenmachen bemerkt haben, wenn er jetzt nicht mehr zu bemerken gehabt hätte, denn er hing, wie man leicht denken kann, unzertrennlich an ihren Blicken. Ueber Tische kamen sie neben einander zu sitzen, und da wuchsen immer ihre Hände unter dem Tischtuche zusammen, und waren ihre Dollmetscher; und wenn er nun so mit der andern Hand das Glas nahm, und trinken wollte, nahm auch sie es, und trank, und ein Blick, ein feuriger Händedruck, waren ihre Gesundheiten. Nach Tische, als sich die meisten zerstreuten, traten sie an's Fenster. — Es war ein herr=

licher Abend; der Mond hing so schmeichelnd ihnen gerade über; — „Ach, Emilie!" sprach Moriz, „eine einzige Stunde heute allein, nach einer so langen Trennung, mit Dir in diesem herrlichen Mondscheine, welche Wonne wäre dies für mein liebendes Herz!" — Ein Druck der Hand, und ein mächtiges Wallen des Busens, war ihre Antwort; aber er merkte, daß sie ihm gern diesen Tropfen Lindrung aus der unerschöpflichen Quelle, von der ihr Herz überzuströmen schien, gewährt hätte, und dies war ein noch schärferer Sporn für seine Sehnsucht.

Er begleitete sie nach Hause, aber es kam kein Augenblick wie er es hoffte, und so mußten sie sich denn wieder trennen ohne eine Umarmung. „Wenn seh' ich Dich morgen im Eichenhaine?" flüsterte er ihr heimlich zu. — „Nicht mehr im Eichenhaine, wir sind nicht sicher. Aber, wenn's mor-

gen Abend achte schlägt, will ich in der Gartenthüre seyn; willst Du da kommen?“ sagte sie leise; — „Ob ich will? Kann ich nicht wollen?“ — „Gute Nacht!“ rief sie endlich, zog ihre Hand schnell aus der seinigen, und verschwand durch die Thüre. „Gute Nacht!“ stammelte er, und trauete seinen Augen noch nicht, ob sie recht sähen, daß sie weg sey. —

Als er zu Hause kam, weidete er sich noch einige Zeit an der großen Schöpfung, die um ihn her im Mondscheine glänzte, fand alles doppelt schön, alles so schmeichelnd, so belebt von der allumfassenden Liebe ihres großen Urhebers, und sich so leicht wie ein Atom hinzuschwimmen im Meere dieser namenlosen Wonne. „Morgen“ dachte er, „morgen, wenn der Mond wieder so helle über diesem Thale hängt, liegst Du im Arm des schönsten Mädchens.“ — Er warf sich auf's Bette, und wollte schlafen, aber er

konnte nicht; da stand sie immer vor ihm mit den großen blauen Augen, lispelte ihm in's Ohr: „morgen wenn's achte schlägt!" und seine Phantasie war stärker als der Schlaf. Der Morgen kam, es schlug achte, und er war unwillig, daß es nun noch zwölf lange Stunden wären, ehe es wieder achte schlüge. Er wollte an einige Bekannte schreiben, aber er war unfähig Ideen zu sammlen, die einen vernünftigen Gedanken zusammengebracht hätten, und vor Ungeduld ritt er endlich aus. So verschwand der liebe lange Tag, und der Abend begann zu dämmern; aber kein Mond kam, wie gestern, düstre Wolken hüllten ihn ein, und machten alles ernst und schauerlich. — Es schlug sieben, und nun konnte er sich ohnmöglich länger von vier Wänden eingeschlossen fühlen, warf seinen Mantel um, ging, und befand sich, ehe er es selbst vermuthete, an der Gartenthüre. Es schlug halb, und er

brummte über den Küster, daß er vielleicht die Uhr aufgehalten habe; es schlug drei Viertel — „hurr!“ ging die Thüre auf, und seine Emilie lag in seinen Armen. — Das war überrascht! — Sie gingen an der Mauer hin, wo keine Seele sie bemerken konnte, schweigend wie der Mond, der manchmal durch die zerrissenen Wolken sie anlächelte, und ihre Worte waren Umarmungen. Ach! — und wenn er sich nun bisweilen aufrichtete von ihren Lippen, und der Mond eben hinter einer Wolke hervorblickte, daß er in seinem Strale das schöne Auge, das Liebe und Sehnsucht glühte, sehen konnte, und er sich in diesem Auge und in der glühenden Thräne, die von seinem Auge auf ihre Wange gegleitet war, spiegelte — o, der muß selbst gefühlt haben, was er da fühlte! Sie erzählte ihm viel von einem reichen Pinsel, der jetzt um ihre Liebe buhlte, und wie sie in Gefahr zu kommen glaubte, sei-

netwegen den heftigsten Sturm aushalten zu müssen. — Das kränkte den guten Moriz tief, und eine stille Thräne der Wehmuth drang in sein Auge. — Endlich schlug es zehn; — dies war die Losung zur Trennung! „Ich muß fort" sagte sie, „ich muß fort!" und schmiegte sich an seinen Busen. — Er sah noch einmal im Mondstrale ihr nasses Auge, küßte es noch einmal und ihre Lippen, und drückte noch einmal sie fest an sein Herz. — „Morgen!" rief sie, „Moriz!" drückte noch einen brennenden Kuß auf seine zitternden Lippen, und entschlüpfte aus seinem Arm, den er umsonst ihr nachstreckte. „Morgen!" rief er ihr nach, „morgen!" stand noch einige Minuten im Taumel der gefühlten Wonne, bis die Gartenthüre seine Emilie auf heute seinen Blicken und seinen Umarmungen entriß; dann erst eilte er der väterlichen Wohnung zu. —

So war die Zeit des Urlaubs unter mancherlei Leiden und Freuden verstrichen, und der Tag kam näher, an welchem Moriz wieder zu seinem Regimente mußte. — „Morgen ist der letzte Abend!“ sprach Moriz am vorletzten beim Abschied. — „Im Ernst“ rief sie, „willst Du fort?“ — „Ich muß“ sagte er, „liebe Emilie! o, wollte Gott, ich müßte nicht! —“ „Und wenn sehen wir uns wieder?“ sagte sie mit einem Tone, der ihm so nahe ging, daß er hätte weinen mögen wie ein Kind, und schlang ihren Arm so fest um ihn, als ob sie ihn nicht lassen wollte. „Bald! bald!“ rief er, und sie schien sich damit zu beruhigen. Freilich war der Abschied auch vor diesen Abend schwer; sie riß sich nicht lachend von ihm los, ließ ihn nicht mit ausgestreckten Armen nach ihr dastehen, und rief ihm aus der Gartenthüre zu wie sonst: „morgen, lieber Moriz, morgen!“ — „Wollte Gott, ich

erwachte nicht vor morgen" sagte sie traurig, und schwankte ihrer Gartenthüre zu.

Als er am folgenden Tage seine Sachen in Ordnung gebracht hatte, eilte er nach Lilienburg, um von dem alten Rittmeister, zwischen welchem die Freundschaft mit seinem Vater so ziemlich wieder erneuert worden war, Abschied zu nehmen. — „Sie wollen schon fort?" rief dieser, „Sie wollen schon fort?" und entfernte sich nach einem kurzen Gespräche, um ihm noch einige Aufträge in die Residenz zu übergeben. Nun befand er sich mit Emilien allein. „Sey ruhig, lieber Moriz! schone Dich und mich" sprach sie im sanften, verstellten Tone zu ihm. „Ich bin ja ruhig" sagte er, und drückte ihre Hand heftig an seine Lippen und an's Herz. — „Du betrügst Dich, lieber Moriz!" anwortete sie drohend, „ich müßte es nicht sehen in Deinem wilden Auge, müßte es nicht wissen, was Dir fehlt,

wenn Deine Stirne so gefaltet ist" — „Heute noch in Deinen Armen, und morgen — ach; morgen!" — „Ach, Moriz!" sagte sie mit einem schweren Seufzer und klagenden Blicke, „laß mir jetzt noch meine Ruhe, in ein paar Stunden schlägt's achte." Sie sah starr vor sich hin, und der Vater kam wieder zurück. Nun empfahl sich Moriz. — „Leben Sie wohl! Herr von Wallberg!" sagte Emilie ganz gleichgültig, denn sie wußte wohl, daß sie ihn noch einmal sah. Moriz hatte unterdeß nirgends Ruhe, fühlte sich von einer Ahndung ergriffen, die er nicht zu erklären wußte, und die ihm diesen Abschied tausendmal schwerer machte als den ersten. Mit dem Schlage war er an dem gewöhnlichen Orte, und fand Emilien schon seiner wartend. Sie gingen lange, ohne ein Wort zu sprechen, aber in ihren Umarmungen fühlte er es, daß sie zwischen Standhaftigkeit und Ergießung ihres Schmerzes

kämpfte. „Sey standhaft, Emilie!“ sprach Moriz, „ich hoffe, es soll nicht die letzte Umarmung seyn, diese Abschiedsumarmung. Erinnere Dich an dem ersten Abschied.“ — „Das hoffe ich auch nicht, erwiederte sie, „aber, lieber Moriz! so wie jetzt — ach, wenn wir uns auch nur so wieder sehen.“ — Er merkte was sie sagen wollte, und suchte sie zu beruhigen. Lange lag sie unbeweglich in seinem Arm; endlich riß er sich los, drückte den Hut in die Augen, und sagte: „Lebe wohl, Emilie!“ — Schweigend stand sie da, schlang ihren Arm um ihn, und weinte laut. Er bat sie ruhig zu seyn, aber ihre Thränen flossen unaufhaltsam, flossen unter den letzten glühenden Küssen, von welchen er sich losriß aus ihren Armen, und — floh; flossen noch, da er schon längst ihren Augen entschwunden war.

„Was fehlt Dir?“ redete ihn sein Oncle an, als er bei seiner Ankunft so zer-

streut und bestürzt schien; „Kommst von der Mutter, und siehst so boshaft? Ich will doch nicht hoffen, daß Dir der Abschied so schwer geworden ist? Warst ja beim ersten Ausfluge viel gelassener.“ —

Moriz. Herr General! ich habe zu nichts weniger als zum Heimweh Ursache. Vielmehr —

General. Was? Was? Was? Wer hat Dir was gethan? Rede! Kann ich Dir helfen? — Du weißt, daß ich Dir gut bin.

Moriz. Ach, gnädiger Herr Oncle! Sie werden an meinem Kummer keinen Theil nehmen.

General. (verwundernd) Warum nicht?

Moriz. Ihre Jahre —

General. (lachend) Ha, ha! Das schlägt vermuthlich in's Kapitel der Liebe! — Aber was thut das? Rede doch, ich verspreche Dir geduldiges Gehör, und, wo möglich, Beistand.

Moriz. (ihm die Hand küssend) Wenn ich versichert wäre — —

General. Mach mich nicht ungeduldig!

Moriz. (schüchtern) Ich liebe schon seit drei Jahren des Rittmeister Kronfelds Tochter. O, wenn Sie sie sehn sollten; es ist ein herrliches, allerliebstes Mädchen; so gut, so unschuldig, so einnehmend, so — —

General. (ihm in die Rede fallend) Hab' ich's nicht gedacht! Aber nur weiter; da seh' ich noch keinen Kummer.

Moriz. Aber ihr Vater will's schlechterdings nicht haben, daß wir uns lieben sollen.

General. Warum denn nicht?

Moriz. Weil der meinige kein Vermögen besitzt.

General. Der alte Geizhals! Hat ja selbst vollauf. — Doch, darüber laß Dir keine grauen Haare wachsen. — Jetzt wirst

Du doch noch nicht heurathen wollen? Bist ja kaum aus der Wiege gekrochen. — Wie alt ist denn das Mädchen? —

Moriz. Ein Jahr jünger als ich; achtzehn Jahr.

General. Nun, und also; da ist wohl etwas versäumt. — Weißt Du was: Ihr wartet noch einige Jahre, verhaltet euch indeß ruhig, und bleibt einander treu. Bleibt ihr's nicht, so wird's ohnedem nichts, und es wäre auch keine glückliche Ehe geworden. — Kommt Zeit, kommt Rath! Wer weiß, ob der Alte auch noch lange lebt, oder wenn er auch lebt, so kann ich vielleicht etwas zu Deinem Besten thun. Verlaß Dich auf mich!

Moriz. (stotternd) Verzeihen Sie, lieber Herr Oncle, Sie sind schon in die Jahre, Sie könnten —

General. (ihn unterbrechend) Früher sterben. — Nicht wahr? — Du hast Recht!

Wie konnte ich einen Augenblick vergessen, daß ich schon zwei und achtzig zurückgelegt habe! Doch — sey ruhig, und laß mich sorgen. —

Es kam jemand dazwischen, und unterbrach das Gespräch. — Des Generals Theilnehmung und Versicherung war Moritzen ein mächtiger Trost. Er ging gerührt von ihm weg, und dieser drückt ihm vertraulich die Hand, mit dem nochmaligen Versprechen seiner eingedenk zu seyn. Noch diesen Abend schrieb er seiner Emilie die ganze Unterredung, und diese weinte Thränen der Freude, daß ein alter, abgelebter Soldat billiger in diesem Falle dachte, als eigene Aeltern. Sie seegneten den würdigen Greis tausendmal in ihrem Herzen. —

Ohngefähr ein halbes Jahr nach diesem Auftritt mochte es seyn, als die Briefe von Emilien seltener wurden, und nur von sehr kurzem Inhalte waren. Er schrieb sei=

ner Schwester deswegen, und diese konnte ihm keine weitere Ursache angeben, als eine heftige Krankheit, in die Emilie bald nach seiner Entfernung gefallen war. Nun forderte er diese sogleich auf, offenherzig gegen ihn zu seyn; und sie, die um ihn zu schonen, nichts von ihrer Lage geschrieben hatte, entdeckte ihm jetzt, daß sie ohne Hoffnung darniederlage. —

Sein Zustand nach dieser Nachricht war schrecklich, und fast schien man vor dem Verlust seiner Sinne zu bangen, als folgendes Schreiben ihn noch weit schrecklicher machte.

Mein Moriz!

Endlich hat mir der Doktor, auf mein anhaltendes Bitten, versichert, daß ich in wenig Tagen dieses Leben verlassen müsse. Ein Katharfieber, das sich nun wirklich geäußert, und der

Brand in meinem ganzen Blute, werden meinen Schmerzen, aber auch meinem jungen Leben ein Ende machen; und sieh, Moriz, ich sterbe gelassen; aber über Dein Schicksal ungewiß zu seyn, ist mir unerträglich. Ich will noch ein paar Tage warten, und dann meinem Vater meine Liebe sagen, daß ich doch wenigstens noch in den letzten Augenblicken meines Lebens ungestört Deine Umarmungen genießen kann. Denn ich zweifle nicht, daß Dir Dein guter Oncle, wenn Du ihm diesen Brief vorzeigest, gern erlauben wird zu mir zu eilen. Mein Vater wird unsre Liebe in dieser schrecklichen Lage nicht mehr mißbilligen, und so werde ich dann ruhiger unter dem Gedanken sterben, daß Du mein Bräutigam und ich Deine Verlobte gewesen; aber Du mußt mir auch versprechen, daß Du bei mei-

nem Ende zugegen seyn, mir die Augen zudrücken, mich zu Grabe begleiten — und — nichts mehr, als mich — beweinen willst; eine Pflicht, die Du erfüllen mußt, so schwer sie Dir auch ankommt. — Ach, Moriz! sterbe ich in Deinem Arm, so sterbe ich ruhig! — Aber lieber Moriz! fasse Dich, sey standhaft, sey ein Mann! Dulde wie ein Mann, wie Dein leidendes Mädchen. Ergieb Dich in die Führungen des Himmels, und murre nicht, sondern bitte Gott um Trost vor Dein Herz wenn es leidet; ich will auch beten. — Das ist der letzte Brief den Dir Deine Emilie schreibt, denn das Schreiben wird mir sauer; der letzte Brief, und ach! vielleicht bald das letzte Lebewohl. Ein Trost für Dich muß es seyn, daß Du mich kennst, und weißt, daß ich getrost zu meinem Erlöser und zum Richterstule seines Va-

ters treten kann, und wir uns also dort wieder finden. Ich gehe nur voran Moriz, und erwarte Dich da; bleib Gott, der Tugend und der Religion getreu. — Ich kenne Dein Herz, es ist gut; aber laß es die Reitze der Welt nicht von seiner erhabenen Bestimmung abbringen, darum bittet Dich

Deine

sterbende Emilie.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß er sogleich, mit dem offenen Briefe in der Hand, zum General eilte, ihm denselben zeigte, und um Urlaub bat, den er auch sogleich erhielt. Ohne erst bei seinen Aeltern einzusprechen, eilte er sogleich nach Lilienburg. Der Vater, dem er in dieser gegenwärtigen Bestürzung willkommen war, und der sich in ihm einen mitleidigen Tröster versprach, klagte ihm sein Elend, das er

an seiner Tochter erleben müsse, erzählte ihm alle Umstände, und sagte: „scheuen Sie sich nicht vor einem kranken Mädchen, so können Sie sie besuchen.“ — Moriz ließ sich dies nicht zweimal sagen, und stieg in Begleitung der Mutter die Treppe hinauf. — Aber, o Gott, was war das vor ein Anblick, da sie die Stubenthür öffnete! — Da lag das gute Mädchen auf dem Sopha, blaß wie der Tod, sah aus zum Erbarmen; die Rosen waren verblüht, und das Feuer der schönen blauen Augen erloschen. Unbeschreiblich war die Freude, die sie bei seiner Ankunft hatte. Sie wollte aufspringen, und ihm entgegenkommen, aber sie vermochte es nicht; ach! und er durfte auch nicht in dem Augenblicke, da er sie wiedersah, in ihren Arm sinken, mußte doch wenigstens einigermaßen das steife Ceremoniel in Gegenwart ihrer Mutter beobachten. — Er faßte ihre liebe Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und

drückte sie an seine Lippen; aber es war nicht mehr die volle runde Hand, wie noch vor einem halben Jahre, war so entfleischt, daß es ihn jammerte; ach! und das Auge, das Auge konnte nicht mehr jenes unaussprechlich süße Lächeln, an dem er sonst so mit ganzer Seele hing, hervorbringen; jetzt war's mehr Klage, als Sprache der Liebe. „Willkommen, lieber — Moriz!" — wollte sie sagen, aber sie besann sich noch, daß sie nicht allein waren, und sagte: „Herr Lieutenant!" — „Hätten Sie wohl geglaubt, mich so wieder zu sehen?" — „Nein" sagte er; „nein!" und hätte gern mehr gesagt, wäre so gern an ihren Busen gesunken. — Sie nöthigte ihn neben sich auf's Sopha; er that's, war unzertrennlich von ihren Blicken, und durft's doch nicht wagen, ihnen laut zu antworten. Die lästige Mutter verließ sie endlich Geschäfte halber, und diese Augenblicke waren zu theuer, als

daß sie sie so ungenutzt hätten sollen vorübergehen lassen. Mit einem Blicke, aus dem der ganze Umfang ihrer Liebe, trotz den grausamsten Schmerzen, die sie jetzt plagten, sprach, sank sie in seinem Arm, schlang ihren Arm um seinen Hals, und drückte ihn fest an ihre Lippen; — ach, und er vergaß Sprache und Klage. — Sie lagen lange in dieser stummen Umarmung; „ich sterbe mit Dir!“ sagte er endlich, und sie fing die bittersten Thränen an zu weinen. „Um Gotteswillen“ rief sie endlich, „Moriz, sage das nicht noch einmal! Der Gedanke würde mir meinen Tod unendlich schwer machen; ich kenne Dich, daß Du im Stande wärest Dich so abzuhärmen, daß Du mir bald folgtest. Aber das darfst Du nicht, mußt mir's versprechen; beweinen kannst Du mich, aber nicht in Deinem Herzen jenen Wurm aufwachsen lassen, der das Leben frißt. Du mußt leben, und mit Dei-

ner Liebe ein anderes gutes Mädchen glücklicher machen.“ — Das fiel ihm auf; er fuhr in die Höhe, und schwur: „Bei Gott, Emilie, stirbst Du, so soll nie Liebe wieder in diesem Herzen entspringen; nie ein Mädchen sagen können: „Moriz von Wallberg liebt mich!“ — Fest drückte sie ihn an ihr Herz, und ihre Küsse dünckten ihm noch eben so feurig, als da sie noch blühte. —

Am andern Tage ward er sehr früh zu Emilien gerufen, und wie er kam, und die Treppe hinauf springen wollte, rief ihn der Alte zu sich in die Stube. Das gute Mädchen hatte ihm ihre Liebe gesagt, und daß sie ihn lieben werde bis in's Grab; und ihn gebeten, daß er, wenn er ihr ihr Ende leicht machen wolle, ihn noch mit ihr verloben lasse. — Er machte ihm in der ersten Hitze die bittersten Vorwürfe, daß sie beide es ihm verschwiegen, und er so das arme Mädchen mit Gewalt an einem an-

dern, unbekannt mit ihrer Liebe, hätte verheirathen wollen; „Ach! und dies“ setzte er wehmüthig hinzu, „ist die Ursache ihres Todes!“ — Allein Moriz wies ihn auf sein voriges Betragen gegen ihn zurück, versicherte ihm, wie sehr es seinem Stolz gekränkt habe; indeß habe er sich lieber aufopfern wollen, nie darein gewilliget, wenn sie ihn gebeten es ihm zu sagen, weil er eine abschlägliche Antwort als eine Beleidigung seiner Ehre angesehen, und nicht so gelassen ertragen haben würde. „Das hat sie mir freilich alles schon gesagt“ sagte er, und schlug sich vor der Stirn, „ach, und nun ist's zu spät! — Gott erbarme sich unser!“ rief er endlich, und führte ihn zu ihr die Treppe hinauf. Die Mutter saß am Bette und weinte, und seine Emilie streckte ihm lächelnd ihre Hand entgegen, denn sie wußte, daß er zur Verlobung kam. — „Da bringe ich Dir Deinen Bräuti-

gam" sagte der Alte, und legte Morizens Hand in die ihrige; sie gab ihm einen Ring; er hatte keinen, und so zog der Alte den seinigen vom Finger, gab ihn ihr in seinem Namen, und sagte mit Thränen: „Gott seegne euch!" — Moriz wollte ihm danken; aber was sollte er sagen? wem sollte er mehr danken; ihm, oder dem Tode, der sie fester vermählte als dieses irrdische Band. Der Vater glaubte noch mehr zu ihrer Beruhigung zu thun, ließ sogleich den Geistlichen holen, und in wenig Minuten war sie sein Weib. Nun kam er nicht mehr von ihrem Bette, hielt sie beständig in seinem Arm, und wartete alle Augenblicke auf ihre Auflösung. Endlich am Abende, da eben die Sonne in ihrer ganzen majestätischen Pracht unterging, kam der Augenblick ihrer Vollendung. — Moriz hatte sich in's Fenster gestellt, das herrliche Schauspiel mit anzusehen; Emilie lag ganz ruhig, und, um

sie nicht zu stören, zwang er sich zu schweigen, obgleich dieses Schauspiel, das ihn so oft an den sterbenden Menschen erinnerte, sein ganzes Schicksal in seiner Seele empörte, und da er so eben dachte, so wird Deine Emilie auch sinken! rief sie ihn; aber nicht wie sonst, es war schon die Stimme eines Sterbenden. „Mein Va — ter“ sagte sie, „Mo — riz — ! — “ Er merkte, daß sie diesen sehen wollte, und schellte; er kam, sah's auch, daß sich die Augenblicke des Todes nahten, schickte sogleich zu dem Doctor, der seit einigen Tagen von Lilienburg nicht weggekommen war, und rufte die Mutter. Der Doktor kam, wollte ihr noch einige stärkende Mittel geben, aber sie nahm's nicht, drückte noch einmal ihrem Vater und ihrer Mutter die Hand, und legte sich dann zurück in Morizens Arm. —

„Moriz!“ sagte sie, und sah mit brechenden Augen noch einmal ihn an, „Moriz, ich — ster — be!“ — — Ach, und

das waren die letzten Worte die er von ihr hörte; die letzten Worte, ach, und bald darauf der letzte Athemzug! Ruhig lag sie in seinem Arm, ruhig schloß sie ihre Augen, und er merkte nicht eher daß sie todt sey, bis er fühlte daß sie kalt wurde. — Der Alte raufte sich nun die grauen Haare, die Mutter schrie überlaut, und Moriz — war so kalt wie Emilie, konnte nicht klagen, nicht weinen.

Der alte Wallberg kam mit seiner Gattin eilends nach Lilienburg, nahm herzlichen Antheil an diesem allgemeinen Schmerze, und ward wieder der innigste Freund des Rittmeisters. — Mechanisch besorgte Moriz alles zum Begräbnisse seiner Emilie, welches sie ihm vorzüglich aufgetragen hatte, und feierlich war der Zug nach dem Grabe; — feierlich durch das äußerliche Trauergepränge, aber noch feierlicher durch die Thränen, die vom Auge des gebückten Graukopfs, bis zum Auge des blühendsten Mädchen flossen. Moriz allein hatte keine Thränen, sah mit stummen Schmerz

ihr nach in die Gruft, bis endlich unter der Trauerrede, da der Geistliche sie unter seinen Namen nannte als eine Neuvermählte, sagte, wie glücklich sie hätten seyn können, und Gott bat, er möchte ihm Stärke geben, und Trost in seinem Jammer; — da erweichte sich sein Schmerz, und die Thränen flossen unaufhaltsam.

Der Mensch ist ein wahres Uhrwerk; wenn die Triebfeder nichts nutzt, so stockt die Uhr immer, und bleibt endlich gar stehen. — Was aber bei der Uhr die Triebfeder ist, das ist bei dem Menschen die Seele; — wenn diese leidet, so leidet, vermöge des festen Bandes, durch welches der Schöpfer diese beiden Theile verband, auch der Körper. — Das fühlte Moriz. — Zusammengeschrumpft lag er jetzt da; das Mark in seinen Gebeinen, der Saft in seinen Nerven versiegte, das Blut schlich langsam durch seine Adern, und nach Verfluß eines Jahres lag er neben seiner Emilie begraben. — —

Das

glückliche Portrait

oder:

die gerettete Unschuld.

Emilie verlohr ihre Aeltern in einem Alter, wo ihr die Liebe und Aufsicht derselben am nothwendigsten war. Jung, reich und schön, fehlte ihr eine erfahrne Mutter, um sie durch die vielen Klippen hindurch zu führen, welche bei ihrem Rang und Vermögen unvermeidlich waren. — Ihre einnehmende Gesichtsbildung und vortreflichen Talente zogen ihr sehr bald eine glänzende Menge von Verehrern zu. Anfangs ergab sie sich, selbst überlassen, den Annehmlichkeiten der Koquetterie. Blicke, Lächeln, schmeichelhafte Worte, alles wurde angewendet, um alle an ihren Siegeswagen zu spannen; nur zweien unter ihnen, einen Graf von

Schönberg, und den Marquis von Düval würdigte sie einer besondern Auszeichnung, welchen auch in kurzem die übrigen das Feld räumen mußten.

Der Marquis war ein Mann von der schönsten Gestalt und dem feinsten Weltton, aber unter dieser versprechenden Außenseite verbarg er eine falsche Seele. — Sein von Leidenschaften aller Art verführtes Herz, war dem schönen Gefühl einer tugendhaften Liebe nicht mehr fähig, da er gewohnt war, alle Frauenzimmer nach denen zu beurtheilen, die so schwach gewesen waren, seinen Wünschen nachzugeben. Niemand besaß auch mehr Geschicklichkeit, den Abgrund den Augen der Unschuld zu verbergen, den er zu ihrem Verderben grub; niemand schien der Liebe würdiger zu seyn als er, bis auf dem Zeitpunkt, da er siegte. Dann verlachte er voll Hohn die Betrogene, freute sich ihrer Verzweiflung und seines teuflischen Sieges.

Diesem ganz entgegengesetzt war der Graf. Erfahren in allem, was den Mann von Verdienst empfehlen kann, hatte er noch die Miene der Aufrichtigkeit, deren auch die kleinste seiner Handlungen das Gepräge trug. Er kannte Emilien von Jugend auf, denn seine sterbende Mutter hatte ihn der Sorgfalt von Emiliens Mutter anempfohlen, und diese aufrichtige Freundin den Keim der Tugend in seine Seele gepflanzt. Als Emilie in die große Welt trat, kam er eben aus Paris zurück, während welcher Zeit sein Wuchs und seine Bildung zum höchsten Grade der Vollkommenheit sich geformt hatten. Sein Herz, das bis jetzt frei von jedem Eindruck geblieben war, konnte Emilien nicht wieder sehen, ohne sie zu lieben. Aber, zu furchtsam, von seiner Liebe zu sprechen, wagte er es nicht, sie ihr zu bekennen. Emilie las indessen in seinen Augen bald, was in seinem Inneren vorging,

wurde die Wirkung ihrer Reize mit Vergnügen gewahr, und ein geheimer, unerklärbarer Hang zog sie zu ihm hin. Allein zu sehr hatte sie der Marquis schon durch seinen Glanz und anziehenden Umgang zu verblenden gewußt. War dieser nicht zugegen, so schien sich ihr Herz für den Grafen ungetheilt zu erklären, kam er wieder, so gerieth sie in völlige Ungewißheit, und die Begierde, beiden zu gefallen, hinderte sie, eine bestimmte und entscheidende Wahl zu treffen.

Unterdeß hatte der Marquis ihren Charakter studiert, und gefunden, daß sie zwar unerfahren, aber klug genug sey, jeder, ihrer Tugend gestellten Schlinge, zu entgehen, und daß ein bloßes günstiges Ohngefähr ihn seinen Wünschen näher bringen könne. Um dieses bald zu finden, bot er alles auf. — Er besaß nicht weit von der Residenz ein Landhaus, wo sich die Kunst mit der Natur vereiniget zu haben schien, um es zu einen Sitz der

Wollust zu bilden. Hier erbot er sich, Emiliens eben einfallenden Geburtstag, durch ein prachtvolles Fest zu feiern. Alles Neue hatte für diese Reiz; sie nahm das Anerbieten mit Freuden an, und der folgende Tag ward zur Abreise bestimmt.

Die Anordnungen des Marquis, die Schönheit des Orts, die angenehmste Nacht, alles vereinigte sich, diesen feierlichen Tag noch glänzender zu machen. Der Ball endigte sich mit einem Feuerwerke, wobei Emiliens Name sehr sinnreich vorgestellt wurde. Nach demselben zerstreuten sich alle Anwesende in die weiten Alleen des Gartens. Düval führte Emilien, unter dem Vorwande, daß er ihr eine Statue, die von Kennern geschätzt wurde, zeigen wolle, in die entfernteste Laube. — Ein sehr geschickter Künstler hatte sich hier in einer Gruppe übertroffen, welche die Venus, den Adonis und Amor zugleich vorstellte. Die halbent-

blößte Göttin hatte sich nachläßig auf den Schoos ihres Geliebten gelehnt, und sahe ihn mit Augen voll Begierde und Wollust an. Der Sohn der Göttin stützte sich auf seinen Köcher, schien sich in seinem Siege zu gefallen, und lächelte schalkhaft seiner Mutter zu. Hier fiel er vor Emilien nieder, beschwor sie bei seinem Leben, ihm das Geständniß ihrer Liebe zu geben, bemächtigte sich ihrer Hand, und drückte sie an seine Lippen. Sie, entweder durch den heftigen Ton seiner Stimme, oder durch den wollustreichen Ort gerührt, that nur schwachen Widerstand. — „Stehen Sie auf; lassen Sie mich!" — — war alles, was sie hervorbringen konnte. Ihre Unordnung schien dem Marquis ein günstiger Augenblick, er glaubte sich seines Sieges gewiß, und, indem er seinen Arm um sie schlang, wagte er es, den ersten Kuß auf ihre Lippen zu drücken. Diese Verwegenheit weckte sie aus ihrem

Taumel, sie schlug einen Seitengang ein, und fuhr kurz drauf, ohne ihn eines Abschieds zu würdigen, in die Stadt zurück. —

Der Marquis wurde zwar nicht wenig bestürzt, erschien aber dennoch am folgenden Morgen mit einer so dreisten Miene an Emiliens Toilette, daß sie mit Recht beleidiget werden mußte. „Mein Herr!“ sprach sie im ernsten Tone zu ihm, „nach dem gestrigen Vorfall hoffte ich, Sie würden mich mit der Unannehmlichkeit verschonen, Sie zu sehen, und Ihnen die verdienten Vorwürfe zu machen.“ — „Ach meine Gnädige“ erwiederte der Marquis, und nahm einen so demüthigen Ton und aufrichtige Miene an, „ich bin strafbar, und komme, Verzeihung von Ihrer Güte zu erhalten, und die Verwegenheit, die Grenzen der Ehrfurcht übertreten zu haben, bloß auf Rechnung der erweckten Sinnlichkeit zu setzen.“ —

Die leichtgläubige Emilie verzieh ihm. —

Der Graf erfuhr den ganzen Vorfall von einer Kammerjungfer Emiliens, und sein Herz litt unaussprechlich. Er wollte versuchen, da er sie bereits für verlohren hielt, ob ihn die Abwesenheit von dieser traurigen Liebe heilen könne. Aber vergebens. Ueberall folgte ihm Emiliens Bild nach, überall sah er nur sie und ihre Gleichgültigkeit, und endlich verzehrte der Kummer, von dem er angegriffen wurde, seine Gesundheit.

Mitten unter den ausgesuchtesten Zerstreuungen, wobei Emilie als Königin glänzte, fiel es ihr doch auf, daß sie den Grafen jetzt nicht mehr sahe. Er war ihr theuerer, als er es vermuthen konnte; sie wurde unruhig über sein Verschwinden, und als er endlich, auf ihr anhaltendes Bitten, sich ihr von neuem wieder näherte, ward sie durch die stille Melancholie, welche über sein gan=

zes Gesicht verbreitet war, tief gerührt. — „Lieber Graf!“ sprach sie bewegt, „wie sehr haben Sie sich unterdeß verändert. — Drückt sie etwa ein geheimer Kummer, o, so vertrauen Sie ihn mir; denn Sie sollen mich für Ihre wahre Freundin halten.“ — „Ach Emilie!“ rufte er aus, „wie theuer wäre diese Benennung meinem Herzen! — Sie allein können mir meine Ruhe wiedergeben; Sie allein — —“

Der Marquis, von etlichen Freunden begleitet, trat herein, und unterbrach die Fortsetzung dieses Gesprächs. Bei seiner gesammelten Erfahrung und Kenntniß des menschlichen Herzens, las er gar bald eine gewisse Unruhe in Emiliens Augen, die der Graf erregt haben müsse, und schlug, um eine Diversion zu machen, vor, in ein neues Trauerspiel zu fahren. Der Vorschlag wurde angenommen; der Graf begleitete zwar Emilien, konnte aber keine Gelegenheit fin-

den, das Gespräch wieder anzuknüpfen. Das Stück fand außerordentlichen Beifall; Emilie vergoß sogar Thränen; aber dieser Ausbruch von Gefühl verlohr sich gar bald unter einem glänzenden Souppé, das bei der Frau von Blondheim, einer bekannten galanten Dame, gegeben wurde.

Es ist eine richtige, durch Erfahrung und Beobachtung bestätigte Bemerkung: jedes, auch von der heftigsten Leidenschaft verblendete Frauenzimmer, behält doch noch immer etwas von Schamhaftigkeit, als ein Erbtheil ihres Geschlechts übrig, verbirgt einen Theil ihrer Begierden im Herzen, und scheint nur den Wünschen derer, von denen es angegriffen wird, gezwungen nachzugeben. Allein diese Feinheit beobachtete nicht einmal die Frau von Blondheim; die kühnsten, gewagtesten Schritte kosteten ihr am wenigsten. Da sie alle Früchte der Wollust schon ausgekostet hatte, so liebte sie nur die

Veränderung, und dieser Geschmack stürzte sie in eine Menge von Liebeshändeln, die sie bald zum Spott der ganzen Stadt machten. Mit dieser zügellosen, strafbaren Lebensart, verband sie noch überdies den Wunsch, diejenigen, welche sie nicht genug kannten, um ihr auszuweichen, in eben den Abgrund zu stürzen, in welchem sie sich schon befand. Bei einem Frauenzimmer von solch einem gefährlichen Charakter hatte die arme Emilie das Aeußerste zu befürchten. Sie setzte sich bei der Tafel neben sie, und überhäufte sie mit den größten Liebkosungen, wobei sie stets den Marquis in Erwähnung brachte, und das Mädchen für beneidenswerth schätzte, welches den Weg zu seinem Herzen finden könnte. — Emilie überließ sich, ohne Rücksicht, der Wonne, einen Menschen loben zu hören, gegen den sie nichts weniger als gleichgültig war, ja, sie ließ sich dieses sogar nicht undeutlich merken. —

Die unvorsichtige Emilie nahm nach dieser Unterredung eine Unruhe mit nach Hause, von der sie die Ursache nicht anzugeben wußte. Der Frau von Blondheim, von dem Marquis schon auf ihre Rolle vorbereitet, so listige als gefährliche Reden, hatten in ihrem schuldlosen Herzen ein Feuer der sträflichsten Begierden angefacht; unruhig warf sie sich im Bette umher, und stand früh auf, ohne eine Minute nur die Augen geschlossen zu haben. —

Der Marquis, von der guten Wirkung der Worte seiner Unterhändlerin schon benachrichtiget, kam heute früher als gewöhnlich, und fand Emilien noch in einer Unordnung, die für seine Sinne äußerst verführerisch seyn mußte. — Die nächtliche Unruhe hatte ihrem Gesicht einen Anstrich von sanfter Melancholie gegeben, wodurch ihre Schönheit noch um vieles gewann. Ein leichtes Nachtkleid bedeckte kaum die Hälfte

ihrer Reize, und, nachlässig auf dem Sopha hingeworfen, zeigte sie dem Auge Schönheiten, die die Liebe selbst gebildet zu haben schien. Düval war ganz bezaubert; nie war sie ihm so schön vorgekommen. In der ersten Entzückung war er Willens, sich ihr zu Füßen zu werfen, und um ihre Hand zu bitten; aber die Ueberlegung, daß er sein Wort schlecht halten würde, brachte ihn zu seinem ersten Entschluß zurück.

„Schöne Emilie!“ redete er sie mit Affect an, „entweder entziehen Sie meinen Augen eine Menge solcher Reize, oder kühlen Sie das Feuer eines aufrichtigen Liebhabers. — Blicken Sie in diesen Spiegel, betrachten Sie diese Augen, welche Feuer auszuströmen scheinen, diese Farbe der Wangen, welche die Rose beschämt, und urtheilen Sie, ob man sie sehen kann, ohne sie zu verehren, und ob man, ohne von ihnen geliebt zu werden, glücklich seyn kann.“ Emi-

sie schwieg still; die Röthe ihres Gesichts kündigte die Unruhe ihres Herzens an. Düval hatte ihre Hände in die Seinigen geschlossen, sein Entzücken fachte in ihrem Blute ein bisher unbekanntes Feuer an. Ihre Augen empfingen aus denen des Marquis die Eindrücke der Zärtlichkeit, und ließen schon das schmachtende Wesen blicken, welches vor dem Genuß selbst vorherzugehen pflegt. — Schon schloß er sie in seine Arme, und überhäufte sie mit den wollüstigsten Küssen. Sie wollte Widerstand thun, aber eine geheime Kraft fesselte sie wider Willen. Schon schien der Genius ihrer Unschuld die Fackel löschen zu wollen, als ihre halbgeschlossenen Augen sie auf das Portrait ihrer Mutter aufmerksam machten, welches dem Sopha gegenüber hing. Dieser Blick war ein Stral, der sie wieder zu sich selbst brachte. Sie glaubte das Gesicht ihrer Mutter voll Zorn zu erblicken,

und augenblicklich durchbebte sie der Gedanke an die schreckliche Gefahr, in die sie sich zu stürtzen im Begriff stand. Mit ungewöhnlicher Heftigkeit riß sie sich gewaltsam aus des erschrockenen Dûval's Armen, der sie auf dem Sopha zurückhalten wollte, indem er ihr Bemühen für die letzten Züge ihrer sterbenden Tugend hielt. — „Halt!" rief sie mit einem edlen Unwillen ihm zu, „noch zeitig genug sehe ich Ihre Niederträchtigkeit und meinen Leichtsinn ein; entfernen Sie sich sogleich, und wagen Sie es nie wieder, die Schwelle meines Hauses zu betreten!" — Mit diesen Worten begab sie sich, ohne seine Antwort zu erwarten, in ein Nebenzimmer, und verschloß hinter sich die Thüre.

Der Marquis sahe wohl, man müsse den Sturm vorübergehen lassen, und entfernte sich; kaum aber war er weg, und Emilie wieder ins Zimmer getreten, so warf

sie sich vor dem Portrait nieder, badete sich fast in Thränen, und rufte unter Seufzern, von denen ihre Worte fast erstickt wurden, ihre Mutter um Schutz und Beistand für die Zukunft an. — Nun erkannte sie erst die Aufrichtigkeit des Grafen; „ja" sprach sie, „er war mein Freund, er liebte mich aufrichtig, ich aber verdiene jetzt seine Verachtung." —

Indessen, daß sich Emilie der Größe ihrer Betrübniß ungehindert überließ, wurde der arme Graf von einem heftigen Fieber gequält; er hatte dem Verdrusse nicht widerstehen können, zu sehen, daß sie mit der Frau von Blondheim eine Freundschaft errichtet hatte. Dieses letzte Ereigniß hatte ihn außer aller Fassung gebracht, und noch am Rande des Grabes verehrte er die, die ihn soweit gebracht hatte. Alle Augenblicke nannte er ihren Namen, und Emilie, als sie die Größe seiner Gefahr er-

fuhr, vergoß Ströme von Thränen, und ließ sich eben so oft nach seinem Befinden erkundigen. Sie allein war die Ursache seiner Krankheit, sie allein konnte ihn auch gesund machen, und dieser lebhafte Antheil bewürkte auch mehr, als alle Kunst der Aerzte. Er glaubte aus Emiliens jetziger Sorgfalt um ihn, auf eine Veränderung ihres Lebenswandels schließen zu dürfen, und sein Leben, das schon dem Verlöschen nahe war, bekam durch diesen Stral neues Feuer. Als er endlich davon überzeugt wurde, und mit Gewißheit erfuhr, daß sie den schändlichen Marquis nicht mehr vor sich lasse, konnte man ihn mit aller Mühe kaum zurückhalten, daß er nicht zu ihr eilte, und ihr zu dieser Veränderung Glück wünschte.

Des Grafen zunehmende Besserung verursachte in Emilien ein Entzücken, dessen sie nicht mächtig war. Sie konnte es nicht

mehr verbergen, wie heftig sie ihn liebe. Der flüchtige Geschmack, den sie an dem Marquis gefunden hatte, schien ihr ein Traum gewesen zu seyn, und an seine Stelle war die äußerste Verachtung getreten.

Der Graf wurde indessen von Tage zu Tage besser; endlich ward es ihm erlaubt auszugehen. Er eilte sogleich zu Emilien, fragte nach ihr, und man sagte ihm, sie befände sich in ihrem Zimmer allein. Er verbot, man solle ihn nicht melden, weil er sie überraschen wollte, und so näherte er sich zitternd der Thüre. Liebe, Furcht und Hoffnung stritten wechselseitig in seinem Herzen; er trat in das Zimmer, und fand Emilien in Thränen badend, indem sie ihre Augen auf das Bild ihrer ehrwürdigen Mutter gerichtet hatte. Auf das entstandene Geräusch sahe sie sich um, und — der Graf lag zu ihren Füßen. — Sie schrie laut auf, und fiel ihm in die Arme.

Wie reizend, wie würdig des Pinsels eines Künstlers war diese Scene! — Sie wollten sich so viel sagen, und keins konnte ein Wort hervorbringen; aber wie beredt war ihr Stillschweigen! — Ihre Augen schilderten die Wonne, die sie empfanden, einander wieder zu sehen. „Ach, Graf!" hob Emilie an, „werden Sie mir auch diese Verirrungen meines Herzens verzeihen, werden Sie auch vergessen können" — —

„Halten Sie ein, gute Emilie, es ist alles vergessen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn Ihnen meine stille Liebe nicht entgangen ist, wenn Ihr Herz nicht bloß Mitleid gegen einen Unglücklichen gefühlt hat."

„Nein" erwiederte voll Feuer Emilie, „es hat Liebe empfunden; Sie herrschen schon lange in demselben, und wenn meine Hand vermögend ist, Ihnen den verursachten Kummer zu ersetzen, so ist sie ganz die Ihrige." —

Meine Feder würde zu schwach seyn, die Scene des Entzückens, von dem der glückliche Graf berauscht war, zu schildern. Er traf in kurzem die nöthigen Anstalten zu seinem völligen Glück, und in wenig Wochen schon krönte Hymen diese edle Liebe.

Auguste,

oder:

das Opfer der Wollust.

Zur Schande der Menschheit schreibe ich diese empörende Geschichte nieder. Sie ist wörtlich wahr, und ich lasse sie der Unglücklichen selbst, unverändert, eben so erzählen, wie sie sie kurz vor ihrem frühen Tode niederschrieb, und ihrem braven Vormund zur Bekanntmachung und Warnung übergab. — Man lese, und staune, wie weit Wollust mit Bosheit verknüpft, gehen kann. —

„Mein Vater war Rector eines bekannten Gymnasii zu D., ein Mann, der mit der tiefsten Gelehrsamkeit und den ausgebreitetsten Kenntnissen, alle die Eigenschaften verband, die sein Amt von ihm forderten. — Als sein einziges Kind nahm er

sich um so eifriger meiner Erziehung an, da meine Geburt meiner Mutter das Leben geraubt, und ich also schon so früh diese wichtige Stütze der Kindheit verlohren hatte. Vor allem suchte er mir die strengsten Grundsätze der Tugend einzuflößen, und warnte mich vor den Fallstricken der Bosheit und Arglist; und o, möchte ich doch nie von seinen weisen Vorschriften gewichen seyn! Möchte ich doch jenen vortreflichen Regeln, die er mir als Grundlehren meines Wandels vorschrieb, standhaft gefolgt seyn!

Doch ich eile zu meiner Leidensgeschichte selbst. —

Eben hatte ich das sechszehnte Jahr zurückgelegt, als mein Vater einen gewissen Wilhelm von Flammberg unter seine Aufsicht bekam. Jung, mit den Tücken des männlichen Geschlechts unbekannt, unerfahren in ihrer Verstellungskunst, bemerkte ich mit innigem Vergnügen seine stille Neigung

zu mir, und war Thörin genug, seinen Worten Glauben beizumessen. Es ereignete sich jedoch nichts merkwürdiges, bis an meinem achtzehnten Geburtstage. Wir hatten es zum Familiengesetz gemacht, diesen Tag als ein kleines Fest zu begehen. Mein armer alter Vater war an diesem Tage besonders munter und aufgeräumt, dachte wohl nicht daran, was ich ihm für einen bittern Trank bereiten würde, und glaubte gewiß nichts weniger, als in der Folge diesen Tag mit einem Fluch belegen zu müssen. Denn er kostete mir zwar nicht meine Unschuld, aber doch — mein Herz. —

Einige Zeit darauf bemerkte ich auf Wilhelms Gesicht eine Schwermuth, die etwas außerordentliches anzukündigen schien. Da ich ängstlich begierig war die Ursache zu wissen, so ergriff ich natürlich die erste Gelegenheit, mich nach derselben zu erkundigen. Er war sogleich bereitwillig meine

Neugier zu befriedigen, langte in die Tasche, zog einen Brief heraus, überreichte ihn mir seufzend, und sagte: „Hier, Auguste! lesen, und dann urtheilen Sie, ob ich Ursache habe traurig zu seyn, oder nicht?“ — Ohne meine Antwort zu erwarten, eilte er davon, und ließ mich allein, über welches ungewöhnliche Betragen ich in eine so heftige Verwundrung gesetzt wurde, daß ich vor einigen Minuten den Brief nicht zu eröffnen vermochte.

Endlich aber überwand meine Neugier alle andere Betrachtung, die etwa meine Sinne beschäftigen konnte, ich öffnete ihn, fand, daß er von seinem Vater war, und ohngefähr folgenden Inhalt hatte:

Mein Sohn!

Ich habe aus gewisser Hand erfahren, daß Du einen sehr vertrauten Umgang mit der Tochter Deines Lehrers

unterhältst, ja sie sogar heirathen zu wollen, geäußert hast. — In dem Augenblicke aber, da Du diesen unverzeihlichen Schritt wagst, hörst Du auf mein Sohn zu seyn. Dies diene Dir zur Warnung, damit Du Dich nicht etwa in der Folge mit der Unwissenheit meiner Gesinnungen entschuldigen kannst.
Dein Vater

v. Flammberg.

Dieser harte Brief verursachte mir eine unbeschreibliche Unruhe, die ich ohnmöglich zu verbergen im Stande war. Gegen Abend traf er mich, suchte in meinen Mienen die Gesinnungen meines Herzens zu lesen, und sprach endlich: „Nun, was denken Sie von diesem Briefe?" — „Ich denke" erwiederte ich, daß Ihr Vater mit vieler Klugheit zu Werke geht, und es Ihrer Schuldigkeit gemäß seyn wird, seinem Befehle Gehorsam zu leisten." —

Er schien über diese unvermuthete Antwort verdrüßlich. — „Und das rathen Sie mir, Auguste!“ rief er verwundrungsvoll aus; „denken Sie denn, daß ein Herz, welches Sie so sehr wie das meinige liebet und anbetet, den kalten Ermahnungen der Klugheit Gehör geben könne? — Nein, Auguste; wenigstens würde ich einigen Trost von Ihnen erwartet haben. — Da Sie mir aber diesen verweigern, wohlan, so will ich Ihrem Rathe folgen!“ — —

„Gott ist mein Zeuge, mit welchem Herzen ich Ihnen denselben gab; — allein, kann ich dazu meine Einwilligung geben, daß Sie einer aufbrausenden, jugendlichen Leidenschaft alle Vortheile Ihrer Geburt, selbst Ihr Erbtheil aufopfern wollen?“ — „Ach!“ entgegnete er freudig, „ich verachte diese Vortheile, bin reich genug, wenn ich nur Ihre Liebe besitze.“ —

Es würde thöricht seyn, den Eindruck

zu läugnen, den diese Worte auf mich machten; ich hatte ihn lange geliebt, ob ich zwar eigentlich selbst noch nicht wußte was Liebe sey, und verließ ihn jetzt, von den heftigsten Leidenschaften hingerissen. — Die ganze Nacht quälte ich mich mit den beunruhigendsten Gedanken, und die Bewegung meines Herzens war so groß, daß ich mich würklich am Morgen etwas unpäßlich befand.

Mein Vater, der mich fast bis zum Unsinn liebte, verabsäumte nichts zu meiner Wiederherstellung; er ließ den Arzt rufen, und dieser fand alle Symptome eines hitzigen Fiebers, in welches ich auch in kurzer Zeit verfiel. In dieser Verwirrung meiner Sinne rief ich beständig den Namen „Wilhelm!" aus, der meine erhitzte Phantasie stets umschwebte. — Bei dem ersten Zwischenraum der rückkehrenden Vernunft sah ich ihn an meinem Bette sitzen, und

fühlte meine Hand mit seinen Thränen benetzt. Dieses unverkennbare Zeichen seiner Liebe diente weit mehr zu Wiederherstellung meiner Gesundheit, als alle Recepte der erfahrensten Aerzte.

In einigen Tagen erklärte man mich außer Gefahr, und da mir meine Jugend und mein gesunder, ungeschwächter Körperbau zu Hülfe kam, so waren nach einigen Wochen schon alle Spuren dieser heftigen Krankheit verschwunden.

Von dieser Zeit an erreichte meine Liebe den höchsten Grad. Wilhelmen konnte es nicht lange verborgen bleiben, und dieses gab ihm wahrscheinlich Gelegenheit zu folgenden Plane. „Sie wissen“ sprach er eines Tages, „wie sehr mein ganzes künftiges Glück nur allein auf Ihrer Liebe beruht. — Mein Vater kann nicht lange mehr leben, machen Sie mich ganz glücklich, machen Sie es dem Schicksal durch

eine heimliche Heirath unmöglich, uns je zu trennen. — Willigen Sie ein, so kenne ich einen Geistlichen, der sich eine Freude daraus machen wird, mir hier zu dienen, und von dessen Ehre und Verschwiegenheit ich eine mehrmalige Erfahrung habe." —

Anfänglich weigerte ich mich durchaus zu einer solchen Verbindung meine Einwilligung zu geben; stellte ihm vor, daß sein Vater sich doppelt beleidigt finden, doppelte Rache suchen würde, wenn er es erführe, und wie unmöglich es seyn würde, diesen Schritt ihm lange zu verbergen; erinnerte ihn an die Pflichten gegen unsere Aeltern, und schilderte ihm endlich mit den stärksten Farben, wie unglücklich diese seyn würden, wenn wir ohne ihr Wissen eine so wichtige Sache unternähmen.

Ich darf wohl hier nicht erst anführen, wie leicht man sich zu einer verbotenen

Handlung bewegen läßt, wenn unsere Leidenschaften empört sind, und wild Befriedigung heischen; genug: seine Ueberredungen brachten mich endlich dahin, in sein Begehren zu willigen, ohne das jemand, außer dem, der die Ceremonie verrichten mußte, Zeuge davon gewesen wäre. Kaum aber war die Handlung vorüber, als mir mein Herz auch schon die bittersten Vorwürfe machte, daß ich meinen armen rechtschaffenen Vater hintergangen hatte; ich that nichts als den ganzen Tag weinen, und aller Bemühungen ohnerachtet, konnte selbst mein Wilhelm kein einziges Lächeln von mir erzwingen.

Sechs Monate waren wir nun bereits verheirathet, als er von seinem Vater den Befehl erhielt, zu ihm zu kommen, und die Stelle, die er ihm beim Militair ausgewürkt, anzutreten. Dies war ein Donnerschlag für mich; ich glaubte in die Erde sin-

ken zu müssen, da noch überdieß meine Schwangerschaft kaum mehr zu verbergen war, und bloß die heuchlerische Zärtlichkeit, mit welcher er Abschied von mir nahm, und die Versicherung, seinem Vater auf alle Fälle das Geheimniß unserer Verbindung zu entdecken, machte mich etwas ruhiger und gefaßter.

Drei Wochen waren schon verflossen, ohne daß ich etwas von ihm hörte; endlich erhielt ich zwar in der vierten einen Brief von ihm, der voll von den feurigsten Versicherungen seiner Liebe war, in welchem aber von unserer Heirath kein Wort gedacht wurde. Ob mir dieses gleich nicht wenig auffiel, so schrieb ich es doch ganz andern Ursachen zu, antwortete ihm sogleich, und bat ihn vorzüglich, unsere Verbindung bekannt zu machen, da meine Schwangerschaft alle Tage merklicher wurde.

Neun bis zehn Tage hierauf empfing

ich, wider alles Erwarten, einen Brief mit der Post (denn wir hatten bei seiner Abreise die Abrede genommen, wie er an mich schreiben sollte: nemlich unter dem Umschlag eines Freundes, durch dessen Bemühung ich sie erhalten würde, ohne Gefahr zu laufen, von meinem Vater entdeckt zu werden) von einer mir ganz unbekannten Hand. — Ich erbrach ihn zitternd, und las:

Madmoiselle!

Vor einigen Tagen erhielt ich in Abwesenheit meines Sohnes einen Brief, von einer Frauenzimmerhand überschrieben, und da mir nicht bekannt war, daß er geheime Verbindungen mit Frauenzimmern hatte, so nahm ich mir die Freiheit eines Vaters, ihn zu eröffnen. Ich sah jetzt, daß er von Ihnen kam, und einige Umstände, und so außerordentliche Ausdrücke enthielt, daß ich sie

aufgeklärt zu haben wünschte. Ich nahm Wilheimen vor; er läugnet aber, daß ihm Ihre Meinung oder Absicht bekannt sey. Sollte es bloßer Scherz gewesen seyn, so verbitte ich mir dergleichen in Zukunft, da mein Sohn im Begriff steht, ein reiches und angesehenes Mädchen zu heirathen; sollte er aber wirklich als Bösewicht gehandelt, und sie durch ein Eheversprechen verführt haben, so will ich ihm deswegen einen derben Verweis geben; wenn Sie aber hingegen durch Ihre eigene Unbesonnenheit unglücklich geworden sind, so haben Sie es niemanden als sich selbst zuzuschreiben. In Hoffnung einer baldigen bestimmten Erklärung bin ich

Ihr Diener

F l a m m b e r g.

N. S. Ich habe auch einige Zeilen deswegen an Ihren Vater geschrieben.

Kaum hatte ich diesen Brief gelesen, als mein Vater mit einem Gesicht hereintrat, das von dem höchsten Unwillen zeigte. Sobald meine Augen den seinigen begegneten ward ich ohnmächtig; allein in diesem Augenblicke kehrte seine Zärtlichkeit zurück, und alle seine Bemühungen wurden, anstatt mir Vorwürfe zu machen, zu meiner Hülfe angewendet.

Nach meinem Erwachen befand ich mich im meinem Bette, wo die größte Sorgfalt für mich gehegt wurde, und man nichts unterließ, was aller Wahrscheinlichkeit nach meine jetzige Unpäßlichkeit erleichtern könnte. Die Unruhe, in der ich schwebte, beförderte meine Geburtswehen, und ich ward von einem unzeitigen Kinde glücklich entbunden.

Ich wunderte mich, daß mich mein Vater in meiner ganzen Krankheit auch nicht einmal besuchte, und fürchtete mich, auf das Schlimmste gefaßt, bei meiner Wärterin mich

seinetwegen zu erkundigen, da sie sich so sehr in Acht nahm, daß sie nicht einmal seinen Namen nannte. Endlich aber erfuhr ich doch, daß er bald nach meiner Niederkunft von einer heftigen Krankheit ergriffen worden sey, und man schon an seinem Aufkommen gezweifelt hätte; jedoch ließe es sich gegenwärtig zur Besserung an.

O, wäre ich vermögend, die Pein, die quälende Pein zu schildern, die mein Herz bei dieser schrecklichen Nachricht fühlte, gewiß würde manchem gefühlvollen Leser eine theilnehmende Zähre des Mitleids entfallen. — Wenn ich mir meinen Vater dachte, der mich mit der wärmsten Vaterliebe beglückte, wenn ich bedachte, daß er durch die abscheuliche Bosheit eines Menschen, dem er jederzeit mit väterlicher Güte begegnet war, unglücklich und elend gemacht worden, und ich selbst durch meine Unbesonnenheit ein Werkzeug zur Vergrößerung seines Kummers ge-

wesen war — Gott! noch schaudert meine Seele, wenn ich jene grausen Tage mir zurückrufe. —

Das erste, was ich nach meiner Besserung vornahm, war, daß ich mich bemühete, Beweise aufzufinden, wodurch ich ihn zwingen könnte, mich für seine Frau zu erkennen. Dieses ward mir aber nicht so leicht, als es mir meine täuschende Hoffnung vorspiegelte, denn er hatte die größte Sorgfalt und Vorsicht gebraucht, sich keines Wortes und Ausdruckes zu bedienen, aus welchem ich die Richtigkeit meines Anspruchs erweisen, oder woraus ich einigen möglichen Vortheil ziehen konnte. — Um mich völlig unglücklich zu machen, fiel mir zufälligerweise bei meinem Nachsuchen das Concept eines Briefes in die Augen, der mit einmal alle meine Hoffnungen vereitelte, und mir entdeckte, wie elend, wie schändlich ich eigentlich durch einen Menschen, den ich aus

dem Innersten meines Herzens liebte, betrogen worden sey.

Dieser Brief lautete folgendermaßen:

Lieber Bruder!

Tausend Dank für Deinen geleisteten freundschaftlichen Beistand. Meines Erachtens würdest Du eine Zierde der Kirche geworden seyn; die Priesterkutte steht Dir vortrefflich. Bei Gott! es ist Schade, daß Dich Deine Freunde nicht zu diesem Fache bestimmt haben. — Auguste, das betrogene Lamm, hat nicht den geringsten Argwohn, daß ein Wolf in Schaafskleidern steckte, und wir leben sehr glücklich zusammen; ein Beweis, wie unnütz und überflüssig alle Ceremonien bei der Liebe sind. — Soll ich aufrichtig seyn, so muß ich gestehen, daß es mich fast reuet, sie hintergangen zu haben. Doch

was hilft's jetzt, und ich schließe mit der Versicherung, daß, wenn ich durch einen ähnlichen Freundschaftsdienst Deine Gefälligkeit vergelten kann, so stehe ich jederzeit zu Deinem Befehl. Unveränderlich!

Dein

Wilhelm v. F.

Kaum hatte ich diesen satanischen Brief gelesen, als ich meinen verzweiflungsvollen Zustand deutlich vor Augen sah, und die schrecklichsten Bilder und Vorstellungen mein Gehirn durchkreuzten. — Allein, ich vergaß mein Geschlecht, und — sann auf Rache, blutige Rache.

Keinem Menschen entdeckte ich mein Vorhaben, kaufte mir passende Mannskleider, und ging, mit dem festen Entschlusse, Genugthuung zu fordern, nach dem Geburtsorte meines Verführers. Als ich da-

selbst ankam, erkundigte ich mich sogleich nach ihn, und erfuhr, daß sein Vater vor einigen Wochen gestorben sey, er selbst sich aber auf dem von seinem Vater geerbten Landsitze aufhalte. Ich begab mich dahin, forderte im Wirthshause ein Zimmer, und befahl dem Hausknecht, dem Herrn des Gutes zu sagen, daß ihn jemand wegen besonderer und dringender Geschäfte sogleich sprechen wolle.

Ich hatte mich zu meiner Absicht mit Pistolen versehen, und ohnerachtet meines sanften Charakters, machte mich mein erlittenes Unrecht gegen alles Gefühl des Mitleids taub, und sein Tod war ihm geschworen.

Nach einigen Minuten erschien der Gegenstand meiner Rachsucht, und so wie ich ihn nur zu Gesicht bekam, schrie ich mit der Stimme eines Rasenden: „Dies Dein Lohn, Bösewicht!“ — — und schoß ein Pi-

stol auf ihn ab. Aber in meiner jetzigen so heftigen Gemüthsbewegung war es kein Wunder, daß die Kugel das bestimmte Ziel unendlich weit verfehlte, und, indem ich im Begriff war, eine zweite loszudrücken, mochte er mich, meiner Verkleidung ohnerachtet, an der Sprache erkannt haben, drang auf mich ein, entriß mir das Mordgewehr, umarmte mich, und rief endlich, nachdem er mich einige Minuten stillschweigend betrachtet hatte, mit dem verächtlichsten Hohnlächeln aus: „Ei, ei, so heroisch!“ — —

Unterdeß hatte der Pistolenschuß das Haus rege gemacht, und wir wurden schnell von Menschen umgeben, die sich nach der Ursache einer so ungewöhnlichen Begebenheit erkundigten. Der Schändliche gab mich für wahnsinnig aus; und da meine unvorsichtigen Ausdrücke mein Geschlecht verriethen, so waren sie von der Richtigkeit seiner Angabe leicht zu überreden.

Schaam und Verzweiflung drückten mich nieder; ich ward ohnmächtig. Ich weiß nicht, was in diesem Zeitraum mit mir vorgegangen ist, aber wie ich wieder meiner bewußt wurde, befand ich mich auf einem Bette, und von Leuten bedient, die mir gänzlich unbekannt waren. Zur Vermehrung meiner Bestürzung ward ich bald darauf durch einen Besuch meines Verführers in Erstaunen gesetzt. Mit verstellter Zärtlichkeit näherte er sich mir, verwieß mir mein rasches Betragen, wollte sein Verfahren gegen mich rechtfertigen, und versicherte mich, daß seine Liebe noch eben so stark wie ehemals sey, daß er freilich, aus Gehorsam gegen die Befehle seines Vaters, einem Frauenzimmer hätte aufwarten müssen, sie aber weder geheirathet hätte, noch heirathen würde, und seine Verbindung mit mir für eine viel zu ernsthafte Sache ansähe, die er, durch Ehre und Liebe doppelt gebunden, öffentlich bekannt machen wolle.

Bei dieser unerhörten Frechheit konnte ich meine Empfindungen nicht länger verbergen, sondern überreichte ihm den Brief, der mir so viel Unruhe verursacht hatte, und bat ihn, denselben zu lesen.

Kaum aber hatte er ihn eröffnet, so überzog eine Todtenblässe sein Gesicht, und ohne ihm Zeit zu lassen etwas zu seiner Rechtfertigung anzuführen, redete ich ihn sogleich an: „Ich habe Ihnen diesen Brief nicht aus der Ursache gezeigt, mein Herr! als ob ich noch an Ihrer Niederträchtigkeit zweifele, oder den Beweis Ihrer Schuld in Ihren Mienen lesen wolle; nein, ich war von Ihrer Arglist schon längst überzeugt, und bloß, um Ihnen die erbärmliche Ausflucht zu ersparen, Ihr Verbrechen durch Falschheit zu beschönigen, und Lügen auf Lügen zu häufen, waren allein die Bewegungsgründe, die mich dazu aufforderten.

Er schien durch meine Worte etwas ge-

rührt zu werden, und da er sahe, daß es ihm wenig zu seiner Rechtfertigung dienen würde, wenn er auf seine Unschuld trotzen wollte, so gestand er: alle diese Vorwürfe verdient zu haben; suchte aber zugleich seine Sträflichkeit durch Vorstellung der Nothwendigkeit, sich bei dem Leben seines Vaters nicht ohne dessen Einwilligung zu verheirathen, zu entschuldigen, und erklärte endlich, daß er sich vor der Hand eben so gut für einen rechtmäßigen Ehemann betrachte, als ob wir von einem wirklichen Priester getrauet worden wären, welches auch bald geschehen solle.

Es würde der Wahrheit entgegen seyn, wenn ich läugnen wollte, daß ich ihn, seiner Niederträchtigkeit ohngeachtet, dennoch liebte. Verblendet von der Stärke meiner von neuem erwachenden Leidenschaft, glaubte ich seinem Vorgeben, und machte sogar den Anfang, eine Aussöhnung zu suchen. Ich

war nicht mehr das hitzige Mädchen, das nach Rache dürstete, ich war wieder die zärtliche, leichtgläubige Geliebte, und auch schon wieder verurtheilt, neues Elend, neuen, namenlosen Jammer zu erfahren.

Einige Wochen hatten wir nun schon wieder zusammen gelebt, als er mich eines Morgens fragte, ob ich ihn auf das Gut eines seiner besten Freunde, des Grafen Lindenheim, begleiten wolle. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen, und in einigen Stunden befanden wir uns auf dem Schloß desselben. Dieser, ob gleich schon bei Jahren, war dennoch der niedrigste Sclave seiner Leidenschaften und der zügellosesten Grundsätze, und von Ehre und Rechtschaffenheit gänzlich entfernt. Ein Umgang von einigen Tagen gab mir Gelegenheit, eine völlige Kenntniß seines Charakters zu erlangen, von welchem ich alles befürchten zu müssen glaubte. Ich hatte mich auch nicht

geirrt. — Eines Morgens, als Wilhelm auf die Jagd geritten war, bediente er sich dieser Gelegenheit, und kam ohne Umstände auf mein Schlafzimmer. So bestürzt ich war, so behielt ich doch noch Gegenwart des Geistes genug, nach der Ursache eines so unzeitigen Besuches zu fragen. „Die Liebe, mein Engel!" antwortete das Ungeheuer, und nahm sich sogleich solche Freiheiten heraus, die mir von der Niederträchtigkeit seiner Gesinnungen nicht den geringsten Zweifel ließen. — Erschrocken über seinen Ungestüm, drohte ich ihm mit der Rache meines Mannes. „Ihres Mannes?" erwiederte er hohnlächelnd; — „wahrscheinlich meinen Sie den Herrn von Flammberg; allein, um Ihnen das Geheimniß zu entdecken, muß ich Ihnen nur sagen, daß ich nichts ohne seine Beistimmung thue." —

„Aus meinen Augen, Schändlicher!" rief

ich mit zitternder Stimme, „solch ein Bösewicht ist mein Gatte nicht!" — —

„Es ist mir gleichviel" antwortete er kaltblütig, „ob er Ihr Mann ist, oder nicht; aber seine Versicherung von dem Gegentheil, und der Glaube, daß jede Schönheit auf allgemeine Verehrung unläugbaren Anspruch hat, wird mich entschuldigen, ja es wird mich rechtfertigen, wenn ich zum Aeußersten getrieben werde." — Da ich sah, daß er völlig entschlossen war, seine Absicht zu erreichen, so brauchte ich allen möglichen Widerstand. Mein Geschrei setzte einige Bedienten in Bewegung, die, ob ihnen gleich ihres Herrn ungesittete Aufführung nichts neues war, dennoch durch ihre Erscheinung ihn abhielten, seinen verabscheuungswürdigen Plan auszuführen. — Er verließ mich drohend.

Ohnerachtet der festen Ueberzeugung von Wilhelms Bosheit, entschloß ich mich den-

noch, von dem Betragen des Grafen, und seiner gemachten Aeußerung, mir nichts merken zu lassen. Als er daher zurückkam, empfing ich ihn mit einem Gesicht, als wenn nicht das Geringste vorgefallen sey, ohnerachtet ich aus seinem sonderbaren Betragen ein Bewußtseyn merkte, daß er eine ganz andere Aufnahme verdient hatte.

Nach dem Abendessen begaben wir uns in unsere Zimmer, ohne daß ich etwas geäußert hätte, woraus er meine Unruhe errathen können. Meine Gedanken verscheuchten den größten Theil der Nacht den Schlaf aus meinen Augen, und erst gegen Morgen fiel ich in einen Schlummer. Aber — wer vermag mein Entsetzen, meinen Schreck zu schildern, als ich bei meinem Erwachen mich — von des Grafen Armen fest umschlossen fühlte. — — Ich sträubte mich, ich weinte, kurz, ich that alles mögliche, was ein Frauenzimmer in diesem Falle nur

thun kann; — aber, ach! meine Kräfte erlagen — ich ward ohnmächtig — und — und — das Ungeheuer — triumphirte. — —

Worte können nicht beschreiben, was ich empfand als ich wieder zu mir selbst kam. — Ich verfluchte die viehischen Urheber meines Elendes — riß mein Haar aus — wollte mich umbringen; — die Vernunft wankte — und ich blieb einige Tage in einer gewissen schlafsüchtigen Fühllosigkeit; da hingegen jene Ungeheuer, jene Schandflecke der Menschheit, die mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hatten, über meine Leiden lachten. — —

An einem Morgen ward ich genöthiget in einen Wagen zu steigen, der mich nach einem angesehenen Hause führte, in welches ich abzutreten gezwungen wurde. Die Person, die mich begleitete, sprach mit einigen im Hause, fuhr darauf wieder fort, und ließ mich zurück. Ich ward bald gewahr,

daß dies eins von den Häusern zur Aufnahme solcher Unglücklichen sey, deren Vernunft zerrüttet worden; mit einem Worte: — ein Tollhaus. — Dies war der höchste Grad von Bosheit, den mein Verführer an mir begehen konnte, und doch war ich schon so fühllos, so geschwächt durch die Leiden der vorigen Tage, daß ich bei meinem Zustand ziemlich gleichgültig blieb.

Hier lebte ich zwei Jahre, und ward mit aller der Strenge behandelt, die in solchen Häusern durchgängig zu herrschen pflegt. Ich fing in der That schon an zu besorgen, daß sich meine Gefangenschaft nicht eher als mit meinem Leben endigen würde; aber glücklicher Weise irrte ich mich in meiner Meinung. —

Ein junges Mädchen, welches den Unglücklichen aufwarten mußte, äußerte die auffallendsten Zeichen einer stillen Theilnahme und Zuneigung gegen mich, begegnete

mir auch so zuvorkommend, als ich es kaum von einer Person erwarten konnte, die so lange an Auftritte gewöhnt war, welche das Herz gegen alle zärtliche Neigungen verhärten müssen. So unbekannt mir auch die Ursache war, welche sie zu so einer merklichen Partheilichkeit bewog, so dankbar erkannte ich sie jedoch, und bat um die Fortdauer derselben.

Eines Tages kam sie auf mein Zimmer, gab mir ihr Beileid über meine Gefangenschaft zu erkennen, und forderte mich auf, ihr meine Geschichte zu erzählen. Ich trug kein Bedenken ihr zu willfahren, und sie vergoß während derselben unzählige Thränen der Rührung. — Ich bat sie hierauf weinend, ein Mittel zu meiner Flucht ausfindig zu machen. Sie versprach mir es, aber unter der Bedingung, sie zur Gefährtin auf derselben zu nehmen. — Ich ließ mir diesen Antrag sehr gern gefallen, um so mehr,

da sie wegen der Aehnlichkeit unsres Unglücks, meine Freundschaft und Hülfe doppelt verdiente. Nachdem wir uns dahero mit allen Nothwendigen versorgt hatten, öffnete sie eines Abends die Thüre, und wir traten mit leichtem Herzen, ohne daß uns jemand gewahr wurde, fröhlich unsere Reise an. —

Ich nahm den geraden Weg nach meinem Geburtsort, der nur einige Meilen entfernt lag, hielt es aber nicht für dienlich gleich zu meinem Vater zu gehen, aus Furcht, die Freude des Wiedersehens möchte schlimme Folgen haben. Aus dieser Absicht kehrte ich in einem Gasthofe ein, wo ich mich sogleich nach allem genauer erkundigte. — Aber, wer denkt sich, was ich fühlen mußte, als ich hörte, mein Vater sey kurz nach meiner Entweichung aus Gram gestorben, und habe seinen Bruder zu meinem Vormund geordnet? — — Dieser neue Schlag

machte mich völlig unempfindlich; ich war nicht vermögend eine Thräne der Rührung zu vergießen, und bewußtlos brachte man mich zu meinem Vormund. Hier genieße ich nur noch wenige Stunden bei völliger Vernunft, welche ich bis jetzt zur Aufsetzung meiner Leidensgeschichte benutzte, und sehe mit jedem Tage sehnsuchtsvoll meiner Auflösung entgegen.

Henriette von Rosenberg,

oder:

wie weit geht oft weibliche Schwärmerei.

Eine

G e s c h i c h t e

aus

den Zeiten der Aufhebung der Klöster unter
Joseph dem Zweiten.

Erster Abschnitt.

Am Bette seiner sterbenden Gattin stand Heinrich von Rosenberg, ein harter, unbiegsamer Mann, und weinte, vielleicht zum erstenmale in seinem Leben, aufrichtige Thränen der Reue beim herannahenden Verlust derselben. Denn zu sehr war er an das edle Weib gewöhnt, und wenn er sie auch schon öfters vorsätzlich zu kränken gesucht hatte, da sie nie eine Theilnehmerin seiner wilden Freuden seyn wollte, so war ihm doch ihr sanftes, einnehmendes, gefälliges Betragen, und die stille Gelassenheit, mit der sie alles ertrug, stets verehrungswürdig geblieben. Ueberdies sprach jetzt die Stimme seines Gewissens lauter als jemals, und

erinnerte ihn, daß er der Urheber ihrer unglücklich durchlebten Jahre gewesen sey, da er sie durch seinen Stand und Vermögen von ihren Aeltern ertrotzt, und sie einer Liebe hatte entsagen müssen, die sie für ihr ganzes Leben glücklich gemacht haben würde, wenn sie es auch in einem niedrigern Stande zubringen müssen. Diese Ueberwindung, die sie ihren Aeltern schuldig zu seyn glaubte, hatte sie schon geschwächt, das harte Betragen ihres Mannes vermehrte ihre Krankheit, und so schwand sie in der Blüthe ihres Lebens, wie eine von giftigen Würmern angefressene Blume dahin. —

Man kann leicht denken, mit welchen bangen Ahndungen sie auf die einzige Frucht ihrer Ehe, ihre geliebte Henriette, herabblicken mußte, die sie in dem zarten Alter von zwei Jahren in den Händen eines Mannes zurücklassen mußte, den sie nie geliebt hatte. — Aus dieser Absicht ließ sie,

als sie die Gewißheit ihres Todes fühlte, ihren Gatten rufen, und bat ihn auf's flehentlichste, daß, im Fall er wieder heirathete, Henriette nicht bei ihm bleiben, sondern einer Freundin von ihr übergeben werden sollte, außerdem aber sollte ihre ältere Schwester — die seit ihrer Verheirathung sich bei ihr aufgehalten hatte — bis zu seiner Veränderung, die Sorge der Hausverwaltung sowohl als der Erziehung Henriettens über sich nehmen. Heinrich war zu gerührt von ihrem gegenwärtigen traurigen Zustande, der selbst den Gefühllosesten würde haben erweichen müssen, als daß er ihr diese letzte Bitte nicht hätte zusagen sollen.

Wie wichtig und entscheidend aber dieser Umstand für Henriettens künftiges Leben war, die, wäre sie unter der Hand ihrer Mutter aufgewachsen, die vollkommenste Person, ein Muster ihres Geschlechts gewor-

den seyn würde, wird die Folge deutlicher auseinandersetzen.

Henriettens Tante — ich will sie Amalie nennen — die von diesem Zeitpunkt eine interessante Rolle zu spielen beginnt, war eine Schwärmerin im höchsten Grade, hatte selbst die vortheilhaftesten Parthien, aus Liebe zum Klosterleben ausgeschlagen, und würde diese ihre Neigung gewiß auch befriediget haben, wenn ihr Vater sich nicht so sehr widersetzt hätte, daß er einen Fluch darauf legte, wenn sie es ausführen würde. Dies bedachte ihre sterbende Schwester nicht; bedachte nicht, wie gefährlich diese Grundsätze dereinst für ihr Kind werden könnten, und starb, beruhigter wie es schien, über das künftige Schicksal desselben.

Da Heinrich sich nie wieder entschließen konnte zu heirathen, theils weil er jedes Zwanges, den er doch bei aller seiner Härte unterworfen gewesen war, überhoben seyn

wollte, theils, weil ihm auch seine Henriette so sehr am Herzen lag, daß er sich eine Seeligkeit darin dachte, ihr einst alle seine Reichthümer mit der Hand eines Gatten abzutreten, der seinen Namen zu führen sich entschlösse, so übergab er Amalien sein Hauswesen mit aller Macht und Ansehen einer Frau. Diese war entzückt darüber, und faßte sogleich die feinsten Maasregeln, auf eine listige Art nunmehro dem Himmel in ihrer Enkelin die Braut zuzuführen, die sie in sich selbst ihm entrissen hatte.

Die erste Nothwendigkeit erforderte eine gänzliche Umänderung ihrer bisherigen Lebensart, welches ihr auch bei der großen Weltkenntniß, die sie sich im väterlichen Hause zu verschaffen gewußt hatte, und so nach und nach Meisterin in der Verstellungskunst geworden war, um so leichter fallen mußte. — Sie, die bisher unaufhörlich in ihrem verschlossenen Zimmer dem Gebet ob-

gelegen hatte, unterzog sich jetzt auf einmal nicht nur mit dem größten Eifer allen häuslichen Geschäften, sondern war auch so klug, ihrem Schwager ungestört seinen Gang gehen zu lassen, um selbst desto ungestörter ihren Plan ausführen zu können.

Indessen gedieh Henriette unter der sorgfältigsten Pflege ihrer Tante sehr wohl, konnte bald eine Menge Gebete fertig hersagen, knieete mit heiliger Ehrfurcht vor jedem Bilde nieder, das ihr zu Gesicht kam, und ließ schon jetzt einen heimlichen Haß gegen ihren Vater aufkeimen, da er ihr über ihr stilles und allzufrommes Betragen so manchen Vorwurf machte. Mit der innigsten Scheinheiligkeit wußte Amalie sie in demselben zu bestärken, denn sie konnte sehr leicht berechnen, daß alle ihre Bemühungen vergeblich, ihr ganzer, so schön angelegter Plan, vereitelt seyn würde, sobald es zwischen Henrietten und ihrem Vater zu einer

Erklärung über diesen Gegenstand kommen sollte. Mit Thränen im Auge faßte sie Henriettens Hand, und sprach mit wehmuthsvoller Stimme: „O, meine geliebte Tochter! Dein Vater kennt die Glückseeligkeit, die seelige Zufriedenheit nicht, die man in der Stille, entfernt von dem Geräusche der Welt, in der Einsamkeit findet; er kennt die Ruhe nicht, die uns das Gebet und die Religion in so reichlichem Maaße gewährt; betritt fast nie das Haus des Herrn, liebt im Gegentheil rauschende Gesellschaften, ist bloß mit Gedanken weltlicher Vergnügungen und Zerstreuungen beschäftiget, und wünscht daher auch nicht, daß Du fromm wirst.“ —

Bei Henrietten, die ihre Tante mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, stieg nach diesen Worten, außer der kindlichen Liebe, auch ein gewisser Funke von Bekehrungssucht auf, die schon ein heimlicher

Keim von Frömmigkeitssaamen war, den jene in ihre Brust eingeimpft hatte, und mit freudig auffahrendem Tone antwortete sie ihr, sie wolle ihren Vater bitten fromm zu werden, und ihr zu erlauben es auch zu bleiben. —

Amalie war äußerst überrascht bei diesem Entschlusse, übersah mit einem Blick sogleich das Gefahrvolle das für sie in demselben lag, und mußte darauf denken, die Ausführung zu hindern, ohne sich verdächtig zu machen. Sie lobte daher anfänglich ihren Eifer, setzte aber endlich hinzu: „Eins kann ich Dir nicht verheelen. Dein Vater wird Dir diese Empfindung nicht zutrauen, und daher die ganze Schuld auf mich zurückfallen lassen, mir vielleicht übel begegnen, ja sogar Anstalt machen, mich aus seinem Schlosse zu entfernen. Nun — fuhr sie mit weinerlicher Stimme fort — kann ich Dir es zwar nicht verdenken, wenn Du

Deinen Vater Deiner Tante vorziehest, wenn Du ihn lieber bekehren, als mich bei Dir behalten willst; aber meine Pflicht erfordert es, Dir dieses alles vorzustellen, damit Du nicht übereilt handelst, und es etwa in der Folge bereuest.“ —

Dies würkte auf Henrietten, die sich schon so sehr an ihre Tante gewöhnt hatte, von ihren Liebkosungen und gutmeinenden Betragen so innig durchdrungen war, daß sie mit einer Herzlichkeit, welche jene fast selbst nicht erwarten konnte, ihr um den Hals fiel, und auf's heiligste versprach, ihrem Vater kein Wort zu sagen. Sie hielt pünktlich Wort; es ging alles den alten Gang, und jeder lebte in seiner Art glücklich. — Die Tante wußte sorgfältig Henrietten eine Lektüre auszusuchen, die ihre Bemühungen unterstützen mußte. Nichts, als was Selbstverläugnung, Verachtung der Welt, Mäßigkeit, und wie jene Tugenden

alle heißen mögen, zum Gesichtspunkt hatte, wurde ihr aus ihrer Büchersammlung zum Lesen gegeben, und obschon ihr Vater sie mit Büchern aller Art bereicherte, so wußte Amalie doch dieselben auf eine Weise zu schildern, daß das folgsame Mädchen sie gern, aus Furcht in Versuchung zu fallen, als eine ansteckende Seuche vermied und verabscheute. —

Bei dieser Lebensart wuchs Henriette zu dem reiferen Alter von sechszehn Jahren heran, und ihr Vater, der sie an Schönheit und Verstand täglich zunehmen sah, glaubte, es sey nun nothwendig, sie in eine Lage zu bringen, die für sie glänzender, und für seine Absichten entsprechender wäre. Er hatte bisher seine Güter bewohnt, und da er kein öffentliches Amt verwaltete, theils weil er keinem vorstehen wollte, theils weil er sich zu reich, und es also für unanständig hielt, so war er nur sehr selten in die

Residenz gekommen. Aber um seiner gelieb= ten Tochter willen unterzog er sich allem, und unterrichtete Amalien von seinem Ent= schluß. Wie vom Donner gerührt stand diese bei der unerwarteten Nachricht da, ge= gen deren Absicht es so ganz war, ihre Pfle= getochter in einen Zirkel bringen zu sehen, wo Mädchen, an Alter und Feuer ihr gleich, andere, den ihrigen ganz widersprechende Grundsätze in ihrer Seele hervorbringen; wo Pracht, Eitelkeit und Geschmack an Grö= ße und Verehrung, die bei ihrem Stande unausbleiblich war, alles, was sie gebaut über den Haufen stürzen konnten. Sie brachte daher einige Einwendungen dagegen vor, führte ihm das Verführerische zu Gemüthe, was die Grundlage einer so glänzenden Le= bensart wäre, und hielt Henrietten noch für zu jung, sie solchen verderblichen Gefahren als einzige Erbin auszusetzen.

Heinrich, der überhaupt keinen Wider=

spruch ertragen konnte, und am wenigsten dann, wenn er einmal eine Sache reiflich überlegt und ernstlich beschlossen, und der ohnehin mit dem jetzigen Betragen seiner Tochter, welches mehr aus Beten und Kirchengehen, als Theilnahme an seinen Zerstreuungen bestand, äußerst unzufrieden war, ließ einen feurigen Blick auf die Tante schießen, und rief mit einem hitzigen Tone: „Gewiß wollen Sie aus meiner Tochter auch so eine Heilige machen wie Sie selbst waren? — Nein! Das soll Ihnen nicht gelingen. Morgen schon wollen wir fort. Nur alles fertig zur Abreise gemacht, und nun kein Wort mehr.“ —

Gern hätte sich Amalie entfernt, aber sie wollte noch das Aeußerste versuchen, um sich von einem Verdachte, der für sie so verderbend seyn konnte, zu befreien, und etwa gar in die Verlegenheit zu kommen, zur Verwaltung seiner Güter zurückbleiben zu

müssen. Mit einem etwas heuchlerisch=auf=gebrachten Tone sagte sie: „Mäßigen Sie Ihre Hitze, Schwager! und beleidigen Sie die nicht, die sich Ihres Hauswesens und Ihrer Tochter so treu und ohne allen Eigennutz annahm. Sie sind Herr, können über Ihre Tochter gebieten, und wenn Sie glauben, daß ich unnöthig bin, mich zurücklassen.“ —

Dieser Einwurf blieb nicht ohne alle Wirkung, Amaliens geleistete Dienste fielen ihm wieder ein, und sein Verdacht, den mehr das Resultat der Beobachtungen seiner Freunde, welchen Henriettens stilles schüchternes Wesen mit Recht aufgefallen war, und die Tante als die Urheberin und Beförderin desselben angaben, erweckt hatte, schien hierdurch nicht nur vermindert, sondern vielmehr ganz ungegründet zu werden. Er ergriff sie bei der Hand, bat sie um Verzeihung, und befahl ihr, Henrietten zu ihm zu schicken.

Mit schüchternen Blicken hörte diese den Befehl ihres Vaters; aber von ihrer Erzieherin schon seit langer Zeit abgerichtet, zu allem ja zu sagen was ihr Vater sagte, that sie es auch hier, nur so kalt, so ohne das geringste Merkmal einer Freude, daß er darüber ärgerlich ausrief: „Wirst Du Dich nicht bald ändern, so will ich gänzlich aufhören Dich zu lieben, und mich gar nicht mehr um Dich bekümmern.“ — Diese Aeußerung, verbunden mit dem wehmüthigen Ton seiner Stimme, rührte Henrietten bis in's Innerste, weckte mit aller Stärke die kindliche Liebe in ihr auf, und konnte den Ausbruch der Empfindung nicht ersticken. — Sie fiel vor ihrem Vater nieder, umfaßte seine Kniee, und heiße Thränen stürtzten aus ihren Augen. „O, mein Vater!“ rief sie mit Feuer, „den ich so herzlich, so von ganzer Seele liebe, warum sind Sie mir nicht gut, wenn ich fromm, wenn ich still, wenn

ich tugendhaft bin? Warum soll ich nur heiter und fröhlich seyn?" — „Steh auf, meine Tochter" sprach der gerührte Heinrich, „steh auf, und komm in meine Arme, ich liebe Dich zärtlich. Ich selbst bin Schuld an Deinem jetzigen Betragen, hätte Dich nicht hier in der Stille erziehen lassen sollen, wo Du nichts siehst, nichts hörst, was Dich bilden kann. Geh, bereite Dich zur Reise." —

Henriette ging vom Vater zur Tante, welche wörtlich von ihr die ganze Unterredung erfuhr, über ihren Muth staunte, und für ferneren Auftritten dieser Art zitterte. Indessen war sie klug genug, sie darüber weder zu tadeln, noch ihr Vorwürfe zu machen, lobte im Gegentheil ihr Betragen, nannte sie ein frommes, fühlendes Kind, setzte aber am Schlusse schlau genug hinzu: „nur hüte Dich, meine Tochter, daß der Vater nicht den Himmel verdrängt, daß die

Pracht der er Dich entgegenführt, nicht Deine Frömmigkeit hemmt, daß die Gesellschaft, in die er Dich bringt, nicht Deine Tugend, Deine Unschuld untergräbt!" —

Diese Besorgnisse erschütterten Henrietten. „Nein" rief sie mit einer Art von Enthusiasmus aus, „dahin soll es nicht kommen. Ich will ihn bitten, mich hier in meiner stillen Einsamkeit zu lassen, will ihn bitten, mich keinen Versuchungen auszusetzen, denen meine Sinnlichkeit unterliegen könnte." —

„Dies wäre gerade der entgegengesetzte Weg, Deinen Zweck zu erreichen. — Glaube mir, wir müssen diesesmal unabänderlich dem Befehl Deines Vaters Gehorsam leisten. Ueberlaß Dich jedoch nur meiner Führung; Du sollst dadurch glücklich werden, und erfahren, daß es nicht bloß Sünder in jener Stadt, daß es auch Fromme, Heilige in derselben giebt, mit denen ich Dich bekannt machen will, und in deren Gesellschaft Du

von den rauschenden Vergnügungen ausruhen kannst.“ — Dankend fiel ihr Henriette um den Hals, und machte die Vorbereitungen zur morgenden Reise.

Kaum war Heinrich in die Residenz angekommen, als er sogleich sein Haus allen Standespersonen öffnete, und Henriette von diesem Augenblicke an mit einem Schwarm von Liebhabern umgeben wurde. — Allein, zu tief waren schon die Fesseln der Schwärmerei in welchen sie schmachtete, als daß alle die Schmeicheleien, die man ihrer Schönheit machte, alle der Weihrauch den man ihr deswegen streuete, einigen Eindruck auf ihre Sinne zu machen im Stande gewesen wäre. Im Stillen weinte sie oft mit ihrer Tante, welcher jetzt jede Minute Thränen zu Gebote standen, über die Zudringlichkeit und die Unverschämtheit jener Menschen, und bat sie mit nassen Augen, sie bald aus diesem verheerenden Strudel zu

reißen. Amalie versprach es ihr, und Henriette wurde ruhiger. —

In der Gegend, wo der Geburtsort Henriettens lag, war kein Nonnenkloster in der Nähe, und also auch keine Gelegenheit gewesen, dieser eins derselben zu zeigen; in der Stadt hatte sie es bis jetzt, bloß aus Furcht vor dem Vater, noch nicht gewagt. Nun aber schien ihr der entscheidende Zeitpunkt gekommen, und sie traf alle Vorbereitungen. — Eine ihrer ältesten Freundinnen und ehemalige Gespielin war von ihren Aeltern, häuslicher Verhältnisse halber, in's Kloster gebracht worden, hatte sich auch aus natürlicher Selbstverläugnung und innerem Triebe so gut in die Pflichten dieses Standes gefunden, war darinne zu so einem enthusiastischen Eifer gelangt, daß sie endlich die Würde einer Priorin erhielt. Nur ungern hatte sie Amalien, die mit ihrem Charakter so ganz harmonirte, durch den unveränder-

lichen Befehl ihres Vaters verlohren, und ihre Freude war groß, da sie sie zum erstenmale nach einer so langen Trennung wiedersah, wurde noch größer, als sie von ihr erfuhr, daß sie einen Zögling unter ihrer Aufsicht hätte, die alle Anlage und Eifer zum Klosterleben besäße.

„So hast Du doch Dein Wort gehalten" sprach sie freudetrunken zu ihr, und fiel ihr um den Hals, „bist nicht bloß die Verlobte des Himmels geblieben, sondern suchst ihm auch noch eine andere zuzuführen. O, gewiß Dein Lohn wird groß seyn, denn Deine Frömmigkeit ist groß. Aber bring mir, so bald Du kannst, Deinen Liebling, daß ich ihn sehe, und seiner und Deiner mich freue. —

Nun überlegten sie gemeinschaftlich, welche Maasregeln wohl am klügsten hier zu ergreifen wären, um ihren Zweck zu errei-

chen, und beschlossen, was der Leser sogleich erfahren soll.

Vor allen Dingen hatte Amalie der Priorin versprechen müssen, von ihrem ersten Besuche mit Henrietten ihr bestimmte Nachricht zu geben. Dies geschah jetzt; sie sandte zu ihr, und lies sich auf den Nachmittag melden. —

Henriette, die schon öfters die stille, feierliche Andacht der Nonnen in der Messe gesehen, sie heimlich um ihre Stelle beneidet, und sich an dieselbe gewünscht hatte, freute sich bei dieser Nachricht wie ein Kind, da sie nun auch die Zellen derselben, den Sitz der frömmsten Einsamkeit, in Augenschein nehmen sollte, war so heiter, so seelenvergnügt, als sie es fast noch nie gewesen war, so daß es selbst ihrem Vater auffiel, und er sich darüber freute. Mit der größten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit ertheilte er ihr die Erlaubniß den Nachmittag mit Ama-

lien spatzieren zu fahren, glaubte nichts weniger, als daß er sie ihrem Unglück entgegen schicke, und bat sie bloß, nicht zu lange wegzubleiben, weil er diesen Abend Gesellschaft erwarte.

Mit freudigem Beben sprang Henriette in den Wagen, und er rollte mit der glücklichen Schwärmerin vorwärts.

Endlich langte man an dem Ort der Bestimmung an, und eine stille Ehrfurcht ergriff sie bei dem finstern Ansehen der Gitter, die sie schon oft vorher betrachtet, und statt des Gedankens an ein Gefängniß, den Gedanken eines Elisiums davon in sich genährt hatte. Mit einer Freude, die sie kaum verbergen konnte, ging sie die Treppe hinauf, und fiel der Priorin, die ihr entgegen kam, halb bewußtlos in die Arme. — Diese erschrack nicht wenig; auch die Tante wurde bestürzt, und beide riefen wechselseitig: „Was fehlt Dir? — Was ist?“ —

„Es ist Freude" erwiederte Henriette, die sich unter der Zeit wieder erholt hatte, „es ist Ausbruch der herzlichsten, innigsten Freude, bei Ihnen, ehrwürdige Mutter, zu seyn. — O, wäre doch heute schon der seelige Augenblick, wo ich auf ewig bei Ihnen bleiben könnte." —

„Ist das Dein fester, unabänderlicher Entschluß?" rief die Tante voll Wonne aus. — „Ja!" erwiederte diese, „er ist's, und nichts, nichts soll mich davon abbringen können, denn nirgends, nirgends will ich leben, als hier." —

„Wohl denn; mit diesem freiwilligen, unerzwungenen Bekenntniß, den die Engel im Himmel gehört, und gewiß in das Buch des Lebens geschrieben haben, bist Du von heute an das Eigenthum dieser ehrwürdigen Dame. — Seegen komme dafür über Dich!" —

„Nein, Seegen über Sie" sprach daß gerührte Mädchen, „daß Sie mich auf die-

sen Weg leiteten, daß Sie mich lehrten, die Eitelkeit dieser Welt zu verachten. — Aber Sie, ehrwürdige Mutter, wollen Sie mich auch zur Schülerin haben? — Gewiß, ich werde folgsam seyn, meine Pflichten mit der größten Pünktlichkeit und Strenge erfüllen, so, daß Sie nie Ursache finden sollen über mich zu klagen." —

„Liebes Kind" erwiederte diese, „dornenvoll ist der Weg, den Sie zu betreten willens sind, Rosen findet man bloß, wenn man ihn völlig erreicht hat; hier ist der Sitz der Armuth und Mäßigkeit. — Meine Pflicht erfordert es, Ihnen vorher Ihre künftige Gesellschaft zu zeigen, um Sie von der Wahrheit meiner Worte zu überführen. — Kommen Sie!" —

Alle Nonnen hatte sie vorher in ein großes Zimmer versammlet, ihnen die Absicht bekannt gemacht, und sie gebeten, ihrer künftigen Freundin die Aussicht auf dieses Le-

ben so anziehend als möglich zu machen. — Es war daher nicht zu verwundern, um so überraschender und entzückender aber für Henrietten, als sie bei ihrem Eintritte in den Zügen einer jeden Freude und die seeligste Zufriedenheit ausgedrückt sah. Eine nach der andern schloß sie mit Innbrunst in die Arme, machte ihr die größten Lobeserbungen über ihren Entschluß, und bot sich ihr als die treueste Gefährtin an. Henriette, bei der die simple, prachtlose Kleidung, das mit Bildern der berühmtesten Heiligen ausgeschmückte Zimmer, die feierliche Wonne, die alle auf ihren Gesichtern trugen, ein Gefühl erweckt hatte, das ohne allen Ausdruck war, und die sich in einem Himmel, von Engeln umgeben, versetzt glaubte, blieb lange in tiefes Nachdenken und stilles Hinbrüten versunken stehen; endlich rief sie voller Begeisterung aus: „Nein, nicht länger kann ich von nun an in einer

Welt zubringen, wo jeder Augenblick meine Seele foltern würde, in einer Welt, die ich jetzt so sehr verabscheue. Morgen schon will ich es meinem Vater sagen, morgen schon soll der Tag seyn, wo ich diese heilige Mauern auf immer zu meinem Aufenthalte wähle." —

Die Freude aller Anwesenden darüber war unbeschreiblich; man wünschte ihr Stärke und Standhaftigkeit einen so schönen Vorsatz auszuführen, unterhielt sich von ihrer künftigen Einrichtung, und bemerkte kaum, daß man schon eine Stunde über die bestimmte Zeit ausgeblieben war. Man nahm Abschied, und er wurde Henrietten nur darum weniger schmerzhaft, weil sie von ihrer baldigen Wiederkunft und fortdauernden Vereinigung mit ihnen fest überzeugt war. —

Während dieser Zeit hatte ihr Vater schon einigemal vor Unwillen auf den Fußboden gestampft, da sowohl die Tante, welche die Dame von Hause machen mußte,

als auch seine Tochter, die er so gern glänzen und bewundern sah, von der schon erschienenen Gesellschaft so lange ausblieben. Ueberdieß hatte er für den heutigen Abend noch einen ganz besondern Plan. Er wollte ihr nemlich — ihren Bräutigam vorstellen, den er, ihm an Charakter und Sitten so ziemlich gleich, endlich aus einer der ersten Familien gefunden; die Verlobung sollte jetzt, die Verheirathung aber erst nach einem Jahre vor sich gehen.

Kaum hielt daher der Wagen vor der Thüre, als auch schon Heinrich vor demselben stand, und ihnen die bittersten Vorwürfe über den Misbrauch seiner Güte machte, seiner Tochter Arm ergriff, und sie in das Gesellschaftszimmer führte. — Lebhafter als je glänzten heute ihre Augen, freudiger war der Blick ihrer Miene, und mit Ehrfurcht, Schmeicheleien und Lobeserhebungen empfing man sie beim Eintritt.

Aber wie eckelhaft kam alles dieses der schwärmerischen Henriette vor! sie glaubte sich aus dem Sitz der Unschuld und Tugend, aus der Wohnung der Frömmigkeit und Heiligkeit in eine Mördergrube versetzt, und so heiter sie auch aus dem Wagen gestiegen war, so wurde ihr Herz doch sehr bald niedergeschlagen. Jede Schmeichelei schien ihr ein Angriff auf ihre Unschuld, jedes Lob eine Falle für ihre Demuth; und unverkennbar war der Widerwille, mit dem sie verachtungsvoll auf alle herabblickte.

Endlich überraschte sie noch der Antrag ihres Vaters, den er durch die Vorstellungen zu unterstützen suchte: daß sie, als der letzte Zweig seines Hauses, und die Erbin aller seiner Güter, seinen Namen und Familie fortpflanzen müsse. — Nun brachte er ihr den Mann, der, mit Verachtung seines eigenen Namens, den seinigen annehmen, und ihr seine Hand geben wollte.

Ohne Zweifel würde hier Henriettens Standhaftigkeit haben unterliegen müssen, wenn nicht ein bedeutender Wink Amaliens sie beherzter gemacht hätte. Sie ergriff die Hand ihres Vaters, küßte sie, und bat ihn: ihr Zeit bis morgen zu lassen, wo sie ihm ihr ganzes Herz offenbaren wolle." — Heinrich schloß sogleich auf irgend einen heimlich angesponnenen Liebeshandel, und so ließ er sich mit dieser Erklärung begnügen. — Aber immer schwermüthiger und nachdenkender ward das gute Mädchen, und sogar diese Nacht noch in ihres Vaters Hause zuzubringen, schien ihr schon schrecklich, und sie war auf nichts weniger bedacht, als sich demselben zu entziehen.

In der Gesellschaft befand sich ein Geistlicher, ein Mann, der in alle Familien sich zu schleichen wußte, um jede Neuigkeit in derselben zu erfahren, und sie dann zu seinem Vortheil zu lenken und benutzen. Schon

lange hatte dieser im Stillen die Tante nebst Henrietten und ihren Vater beobachtet, und die Schwermuth der Tochter, ihre Verwirrung, der Blick der Tante, dieses alles entwischte seinen Argusaugen so wenig, daß er sogleich entweder auf eine heimliche Liebe, oder eine Neigung für das Kloster schloß. Da beides für seine Habsucht vortheilhaft werden konnte, so näherte er sich jetzt Henrietten, und ihr schwermuthsvoller Blick, der bis jetzt starr auf den Boden geheftet gewesen war, erhob sich auf einmal in die Höhe, und wurde heiter, da sie einen Mann vor sich sah, der in das Gewand der Heiligkeit und Gottesfurcht gekleidet war. —

„Gnädiges Fräulein!" redete er sie in dem vertraulichen Tone an, der dieser Gattung Leuten so angeboren scheint, „verzeihen Sie meiner Kühnheit um der Absicht Willen, setzen Sie Vertrauen in einen Die-

ner des Herrn; entdecken Sie sich mir: Ihr Herz drückt ein Kummer?" — —

Henriette, welche ihm bei diesen Worten unverwandten Blicks in die Augen gesehen hatte, und in denselben die unverkennbarsten Merkmale einer gefühlvollen Theilnahme gelesen zu haben glaubte, betrachtete diesen Vorfall als eine Schickung des Himmels, der ihr in dieser jetzt so zweideutigen Lage Hülfe und Trost senden wolle, drückte ihm mit einem Feuer, welches die innersten Regungen ihres Herzens verrieth, die Hand, und sprach gerührt: „Ehrwürdiger Mann, Sie sind meines ganzen Zutrauens würdig; folgen Sie mir, Sie sollen alles erfahren." — Sie führte ihn mit sich auf ihr Zimmer, erzählte ihm daselbst alles, was meine Leser bereits wissen, und schloß mit den Worten: „allein ich fürchte, daß mein Vater mir seine Einwilligung zu diesem Entschlusse nie geben wird, daß er" — —

Aber der Priester ließ sie nicht aussprechen, faltete mit der täuschendsten Scheinheiligkeit seine Hände, hob sie gen Himmel, und rief mit feierlicher Stimme: „Nun so danke ich Dir, Allmächtiger, danke Dir aus der innersten Fülle meines gerührten Herzens, daß Du mich zum Werkzeug bestimmt hast, Deine Auserwählte von allen den Bedrängnissen zu befreien, denen sie jetzt ausgesetzt ist! — — Ja, meine Tochter, bald sollen Sie an dem Ort ihrer Bestimmung, bald sollen Sie ganz glücklich seyn.“ —

„Ach, Sie richten mein muthlos gewordenes Herz mächtig wieder auf, geben mir neues Leben, gewähren mir neue beseeligende Aussichten“ erwiederte Henriette, „aber wie soll ich mich bis dahin verhalten?“ —

„Machen Sie morgen schon diesen Entschluß Ihrem Vater bekannt, und seyn Sie versichert, so sehr er auch darüber zürnen wird, so sollen ihn doch die Diener der Kir-

che zu seiner Pflicht zurückweisen. — Beten Sie nur, mein Kind, daß dieser Eifer Ihnen bleibt; beten Sie, daß Ihre Seele diesen Muth behält; ich will auch beten. Noch mehr: mein ganzes Kloster soll für Sie beten. Jetzt gehe ich, um die Anstalten auf morgen zu treffen."

Er verließ sie, und aus Henriettens Augen glänzte Seeligkeit. Sie warf sich auf die Kniee nieder, und betete inbrünstig zur Mutter Gottes um Erhörung; dann begab sie sich wieder zur Gesellschaft, und erzählte ihrer Tante, welche die Angst beinahe schon zu Boden gedrückt hatte, mit wenig Worten, was ihr begegnet war.

Unruhig und schlaflos warf sie sich die ganze Nacht auf der seidenen Decke umher, und kaum hatte der erste Sonnenstral den Erdkreis begrüßt, und sie den Schöpfer um Beistand an diesem wichtigen, für sie so entscheidenden Tag angerufen, als sie munter

und gestärkt aus dem Bette sprang, und sich zur Unterredung mit ihrem Vater vorbereitete. — Lächelnd trat sie in sein Zimmer, und küßte seine Hand.

„Was willst Du schon so früh, meine geliebte Tochter?“ redete dieser sie an; „Du siehst so froh, so heiter, wie der schönste Maitag.“ — „Ich muß es auch seyn, mein Vater, denn ich komme, um Ihnen meinen Entschluß zu sagen; den Entschluß: ewig, ewig fromm zu bleiben, und — den Schleier zu nehmen.“ — —

Heinrich verstummte vor Schreck bei diesen Worten, die Pfeife, die er im Munde hatte, fiel auf die Erde herab, und wie bewußtlos sank er auf einen Stuhl. Mit stiller Wehmuth blickte er Henrietten an; endlich ermannte er sich etwas, und sprach: „Komm, setz Dich neben mir. — Du hast mich in die äußerste Betrübniß versetzt, hast meinem blutenden Herzen eine Wunde ge-

schlagen, die nie heilen wird. Henriette, das kann, das darf ich nicht zugeben, dazu liebe ich Dich zu sehr. — Hast Du wohl schon bedacht, daß Du Dich für Dein ganzes Leben dadurch aller Freuden beraubest? — Daß Du Deinem trostlosen Vater das einzige Gut nimmst, auf das er mit Stolz und Freude herabsah? — Daß Du ihm die Stütze seines herannahenden Alters entziehest? — — Hast Du dieses alles wohl schon bedacht, meine Tochter?" —

„Ja, mein Vater" entgegnete Henriette, ohne irre zu werden, „und eben weil ich es reiflich bedacht habe, kann ich nicht anders wählen. — Denn was sind alle die vergänglichen Freuden dieses kurzen Lebens? — Sagen Sie selbst, vermögen sie Beruhigung und Trost in den Stunden der Anfechtung zu geben, und glauben Sie, daß es nicht noch einen seeligeren, reineren Genuß giebt, als diesen?" —

Henriette hatte glücklicherweise ihren Vater in der günstigsten Stimmung für ihre Absicht überrascht, der zuweilen doch über manche Handlung seines Lebens ernstlich nachdachte, und dann außer aller Fassung zum Zorne war. Auch jetzt, als seine Tochter ihm diesen Einwurf machte, fühlte er nur zu sehr, daß er ihn verdiene, daß sie nicht so ganz Unrecht habe, und betrachtete diesen ganzen Vorfall als eine Schickung Gottes. — Mit Mühe nur vermochte er sich wieder zu sammlen. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, diesen gefährlichen Entschluß zu schwächen; „Wohlan" sprach er, „laß mir Zeit zur Ueberlegung, und versprich mir bloß: noch ein Jahr zu warten. — Beharrst Du dann noch bei Deinem Vorsatz, stimmt Dein heiliger Eifer dann noch für diese fürchterliche Wahl; gut, so sollst Du auch meinen Willen haben." —

„Ach, Sie verlangen eine Unmöglichkeit

von mir, mein Vater!" rief Henriette, den Blick schwermüthig zur Erde gesenkt aus, „ein Gelübde bindet mich, heute noch in's Kloster zu gehen, heute noch mein Probejahr anzutreten." — —

„Ein Gelübde?" rief der Alte, und schon funkelte Zorn in seinen Augen, den Henriette ohne Zweifel in seiner ganzen Stärke würde haben empfinden müssen, wenn sich nicht plötzlich die Stubenthüre geöffnet hätte, und der Superior des Klosters, mit dessen Untergeordneten sie gestern gesprochen, und dessen Erscheinung sie sich nunmehr wohl erklären konnte, hereingetreten wäre, und Heinrichen, da er ihn so aufgebracht erblickte, mit der theilnehmendsten Freundlichkeit seine Vermittelung angeboten hätte.

Mit einem unbeschreiblichen Eifer erzählte dieser nun den ganzen Hergang der Sache, ohne zu bedenken, daß er einen Mann vor sich hatte, der, seiner Pflicht gemäß

zum Besten seines Klosters reden mußte. — Kaum hatte er daher geendet, als jener auch schon einen Angriff auf das leicht zu rührende Herz des Alten machte, ihm alles auf eine Art vorstellte, daß er wie betäubt ward, und sich einem stillen Schmerz überließ. Der Superior predigte immer darauf los, und da der Vater keine Stütze hatte, da der alte Sünder einmal ganz zusammengepreßt wurde, so rief er endlich: „Nun so nehmt sie, wenn es nicht anders seyn kann. Aber bei Gott! das Opfer ist so groß, daß es alle meine vorigen Vergehungen aufwiegt, denn in diesem Augenblicke gebe ich alle meine Freude, alle meine Wonne hin; von diesem Augenblicke an werde ich in Unruhe und Kummer meine noch übrigen Lebenstage hintrauren. —

Der Superior machte nun Anstalt, Henrietten selbst ins Kloster zu bringen. — Dies erweckte den Schmerz des Vaters von neuem: „Jetzt schon?“ rief er aus; „Nein,

noch einige Tage wenigstens muß ich mein verlohrnes Kind um mich behalten." — Aber der schlaue Pfaffe, und seiner Tochter Bitten, wußten ihm auch dieses auszureden, und mit Thränen im Auge sprach er wehmüthig: „Nun so geh denn; aber glaube mir, Du bohrst einen Dolch in mein Vaterherz. — — Doch, ich will Dich nicht im Groll von mir gehen lassen: Sey glücklich, und erinnere Dich Deines durch Dich unglücklichen Vaters." — — Er umarmte sie. Endlich riß sie sich los, flog an die Hand des Superiors, der schon in Bereitschaft stand, und ihr Auge glänzte heiter durch die Thräne hindurch, die vor ihrem Vater in demselben stand. —

Voll von der Vorstellung, wie glücklich sie nun wäre, kam sie im Kloster an. „Hier haben Sie mich, ehrwürdige Mutter" sagte sie, „hier haben Sie mich nun ganz; zeigen Sie mir jetzt den Weg

zur Seeligkeit, den sie so glücklich wandeln." —

„Willkommen, meine Auserwählte, willkommen Du mir vom Himmel Geschenkte!" rief diese voll Zärtlichkeit bei ihrer Ankunft aus; „Du sollst meine ganze Aufmerksamkeit, meine ganze Seele besitzen; durch Dich will ich den Ruhm des Höchsten verherrlichen; Du sollst mein Liebling werden." —

Nachdem sie sie nun dem Prälaten des Klosters vorgestellt hatte, eilte sie mit ihr in die Kirche, um dem Himmel vor diese Wohlthat zu danken. — Beide knieeten nieder, und war je ein Gebet andächtig, so war es das Gebet dieser beiden. — Nachdem sie geendet, gingen sie zurück, und man setzte sich zu Tische, wo alle ihre Freude zu erkennen gaben, daß sie sobald und so glücklich überwunden hatte. Hierauf führten die übrigen sie in ihre Zellen; denn die Priorin war Mutter, nicht Tiran=

nin ihrer Untergebenen, die wohl wußte, daß Einsamkeit die Quelle des Mismuths und der Schwermuth ist, und ihnen deswegen gern erlaubte beisammen zu seyn.

Während dieser Zeit waren Henriettens Nonnenkleider angekommen; noch denselben Abend kleidete sie sich in dieselben, und sah sich mit einem Selbstbehagen, das ihre Glückseeligkeit noch um vieles vermehrte, an. Alle standen um sie herum; einige bewunderten ihren seltenen Eifer, und wünschten ihm lange Dauer; einige verlachten sie als eine Thörin, die aus Schwärmerei das Glück ihres Lebens, das sie bei ihrem Reichthum und Stande nothwendigerweise erwarten mußte, aufopferte; noch andere bedauerten sie, und prophezeieten keine glückliche Zukunft.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fortsetzung und Beschluß der letzteren Geschichte folget im zweiten Bändchen.

7254

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Erzählungen von merkwürdigen Personen

Bd.: 1. Der edle Minister. - Die Hochzeit ohne Bräutigam, oder: die brüderl
iche Rache. - Die Trauung auf

Berlin 1816

P.o.germ. 325 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107864-3